

## Die Zweisprachigkeit im Lichte der neueren Seelenkunde

Von Prorektor August Volkmer, Liebenthal, Bez. Liegnitz

Nicht nur die bedeutsame Frage des Minderheitenschutzes, sondern auch allgemein kulturelle und wirtschaftliche Belange rücken immer wieder die Zweisprachigkeit in den Blickpunkt unserer Aufmerksamkeit. Wenn auch das Zweisprachengebiet innerhalb der Reichsgrenzen bedeutend kleiner geworden ist, so hat doch die erhöhte Pflege, die das deutsche Volkstum durch den Volksbund für das Deutschtum im Auslande erfährt, auch die Frage der Zweisprachigkeit gerade in den letzten Jahren in den Kreis mannigfacher Erörterungen gezogen. Dazu kommt noch, daß einige Tatbestände, welche erst die neuere Psychologie ins rechte Licht gerückt hat, uns anregen, manche frühere Ansicht über die Zweisprachigkeit einer Nachprüfung zu unterziehen. So dürften die nachfolgenden Ausführungen bei der Lesergemeinde dieser Zeitschrift innere Anteilnahme erwecken, zumal eine Erörterung der Zweisprachigkeit auch bedeutsame allgemeine sprachpsychologische Fragen zu klären imstande ist.

Wer die Zweisprachigkeit auch nur einigermaßen im neuzeitlichen Sinne erfassen will, muß sich zunächst um Klärung des Begriffes „Muttersprache“ bemühen. In starker Anlehnung an die Psychologie des Philosophen Herbart hatte man am Anfange unseres Jahrhunderts die hierher gehörigen Tatbestände und Zusammenhänge etwa auf die Formel gebracht: „Die Muttersprache ist diejenige Sprache, in der jemand die Kongruenz zwischen Sach- und Worterfassung zuerst erlebt“. Man wies im Sinne dieser psychologischen Deutung vor allem darauf hin, daß die natürliche Spracherlernung sich auf die Verknüpfung von Sache und Wort stützt, während die spätere, künstliche Erlernung einer Fremdsprache sich wesentlich auf Wortassoziationen aufbaut, nämlich auf die feste Verbindung zwischen dem muttersprachlichen Wort und der fremdsprachlichen Vokabel. Soviel Richtiges in dieser psychologischen Feststellung auch liegen mag, so überseh doch diese Art von Psychologie hauptsächlich zwei Besonderheiten des Begriffes „Muttersprache“, und erst die neuzeitliche „Ganzheitspsychologie“ wies auf diesen Fehler hin. Zunächst ist zu bedenken, daß bei der natürlichen Spracherlernung im engen Zusammenhange mit der Eroberung der äußeren Umgebung ein starkes Nacheinander der Erfassung von Sache und Wort eintritt, wobei im Zweisprachengebiet diese erstmalige Apperzeption in sehr vielen Fällen mit Hilfe derjenigen Sprache sich vollzieht, die nicht die „Muttersprache“ (im engsten Sinne des Wortes) ist. So geht beispielsweise im oberschlesischen Zweisprachengebiet die weiterschreitende Eroberung der

Natur- und Kulturumgebung des Kindes Zug um Zug bald mit Hilfe des „Wasserpölnischen“, bald mit Verwendung der deutschen Sprache vor sich, so daß für eine sehr große Anzahl von Kulturanschauungen die deutsche Sprache mindestens ebensosehr im psychologischen Sinne die „Muttersprache“ ist wie die heimatlich oberschlesische „Mundart“. Dazu kommt noch, daß im oberschlesischen Zweisprachengebiet das Kind nicht selten zur selben Zeit die Spracherlernung, beispielsweise bei der Mutter und bei den Großeltern im „Wasserpölnischen“, beim Vater und bei den älteren Geschwistern im Deutschen, vollzieht. Wer diese Verhältnisse nicht aus eigener Anschauung kennt, kann sich gar keinen Begriff davon machen, wie eng im oberschlesischen Zweisprachengebiet auch bei der natürlichen Spracherlernung die deutsche Sprache mit der heimatlichen oberschlesischen Mundart verbunden ist. Diese Einschränkung des Begriffes „Muttersprache“ hat gerade für das oberschlesische Zweisprachengebiet besondere Bedeutung, weil erst dadurch ein rechtes Verständnis für die Wirklichkeit der hier obwaltenden sprachlichen Verhältnisse gewonnen wird. Vorgefaßte Meinungen, die sich mancher „weit hinten im Lande“ darüber gebildet hatte, haben in früheren Jahrzehnten genug Schaden angerichtet und manches dazu beigetragen, daß das Bild der oberschlesischen Wirklichkeit verhängnisvoll verzerrt wurde.

Die früher hauptsächlich geltende Psychologie sprach das Beiwort „zweisprachig“ jenen Menschen zu, die in der Lage sind, in beiden Sprachen zu denken. Wenn mit dieser kurzen Formulierung vor allem gesagt sein soll, daß hierbei jedes Übersetzen und Umdenken von der einen Sprache in die andere ausgeschlossen sei, so kann man sich mit dieser Begriffsbestimmung im großen und ganzen einverstanden erklären. Aber die neuere Psychologie, die nicht so sehr die Elemente als vielmehr die Ganzheit des Seelenlebens in den Blickpunkt unserer Aufmerksamkeit rückt, macht zu dieser Begriffsbestimmung der Zweisprachigkeit doch einige einschränkende Hinweise, die uns viel tiefer in das innere Wesen der Zweisprachigkeit eindringen lassen. Zunächst bestätigt die neuere Ganzheitspsychologie das Goethewort, daß die entwickelte Sprache „für uns denkt“. In jeder lebenden Sprache liegt eine solche Fülle formelhafter Beziehungen, daß der Mensch beim Gebrauche der Sprache in hohem Grade vom selbständigen Denken entlastet wird. Wer außer der Muttersprache eine zweite Sprache so weit beherrscht, daß ihm das Formelhafte, das auch in dieser Sprache „für ihn denkt“, geläufig geworden ist, der ist „zweisprachig“ im Sinne der neueren Psychologie. Ferner weist die Ganzheitspsychologie bei den verschiedenen Gelegenheiten darauf hin, daß auch im Sprachlichen „das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile“, d. h. hier, daß, weit über das Verständnis der Redeteile hinaus, es noch eine Sinnfassung gibt, die – unter starker Zuhilfenahme der Geste und anderer äußerer Ausdrucksmittel – das Wesentliche und Ureigenste des Sprachverständnisses ausmacht. Zum Wesen der Zweisprachigkeit gehört also, daß jemand beim Hören und beim Sprechen beider Sprachen nicht nur die verstandesmäßige Auffassung der Redeteile vollzieht, sondern daß er auch in beiden Sprachen zur vollen Sinnfassung des Ganzen befähigt ist.

In die Frage der Zweisprachigkeit spielt auch viel Irrationales hinein, und gerade die neuzeitliche Psychologie, die ja das Irrationale so hoch wertet, hat auf diesem Sondergebiete gar manches bestätigt, was eine richtig empfindende natürliche Sprachpflege im oberschlesischen Zweisprachengebiet schon frühzeitig geübt hat. Vor allem

gehört hierher die Betonung des Triebartigen, das nicht nur das Sprachliche überhaupt stark beeinflusst, sondern das insbesondere beim Gebrauch einer zweiten Sprache sich als ganz wirksames Förderungsmittel des sprachlichen Fortschrittes erweist. Sobald jemand auch in der zweiten Sprache nicht nur mit dem Gedächtnis und dem Verstande arbeitet, sondern auch, beispielsweise im Augenblicke der Erregung, instinktmäßig triebhaft sprachliche Formungen dieser Sprache verwendet, ist er „zweisprachig“, weil bei ihm auch die zweite Sprache an jenen Beeinflussungen durch das Irrationale teilnimmt, die beim Einsprachler nur in der Muttersprache wirksam werden. Zu diesem Irrationalen in Sachen der Zweisprachigkeit gehört ferner, daß die zweite Sprache nicht einseitig als Zwecksprache verwendet wird, sondern daß sie auch bei Spiel und Sport, im Scherz, im Singen usw. Verwendung findet. Gerade in diesen, jenseits der rationalen Zwecksetzungen liegenden sprachlichen Betätigungen haben wir ein Wesensmerkmal echter Zweisprachigkeit – im Gegensatz zum bloßen „Beherrschen einer fremden Sprache“ – zu erblicken. Damit ist auch schon angedeutet, welch großen Wert die Gemeinschaft in Sachen der Zweisprachigkeit gewinnt.

Die Kräfte in der Gemeinschaft offenbaren sich aber am deutlichsten im Volkstum, und so steht auch die natürliche Zweisprachigkeit zum Volkstum beider Sprachen in enger Beziehung. Das bedeutet aber nicht ohne weiteres, daß eine gleichmäßige Verteilung des Volkstumsanteils zum Wesen der natürlichen Zweisprachigkeit gehört. Im obereschlesischen Zweisprachengebiet beispielsweise wirkt sich auch für den, dessen „Muttersprache“ das „Wasserpolschische“ ist, eine solche Fülle deutscher Volkstumskraft aus, daß beim Hinzulernen der deutschen Sprache der Lernende fortgesetzt diese Resonanz des deutschen Volkstums empfindet. Je weiter die volkstümliche Forschung dieses Grenzlandes fortschreitet, desto deutlicher treten in Sage und Brauchtum, in Gang und Spruch, in Spiel und Scherz jene Volkstumskräfte der deutschen Kulturgemeinschaft zutage, die auf den Zweisprachler dieses Gebietes die weitaus stärkere Wirkung ausüben. So muß man auch in Sachen der Beziehungen zwischen Sprache und Volkstum vorsichtig und wirklichkeitsnahe urteilen, wenn man nicht in den Fehler verfallen will, nach vorgefaßten Meinungen die Zweisprachigkeit einseitig zu erfassen.

Bei der natürlichen Zweisprachigkeit tritt nicht selten der Fall ein, daß nicht die Muttersprache, sondern die zweite Sprache das Ausdrucksmittel der höheren Geistigkeit wird. Dies erklärt sich im Sinne der neueren Seelenkunde vor allem aus jenen engen Beziehungen, die schon Herders Wort andeutet: „Man kann sich Sprache und Geist nicht identisch genug vorstellen“. Wenn beispielsweise für den zweisprachigen, nach vertiefter Bildung strebenden Menschen nur in der zweiten Sprache die Möglichkeit besteht, die im Schrifttum niedergelegte Geistigkeit zu verwerten, so gewinnt allmählich immer mehr diese zweite Sprache jene scharfe Unwissenheit, die für das Denken und Werten so unerlässlich ist. Freilich besteht auch hier für die Muttersprache gegenüber der zweiten Sprache der große Vorteil, daß nur sie gewisse Resonanzen im Seelischen erklingen läßt, die mindestens der Verstärkung und Verinnerlichung des geistig vollzogenen Aktes zugute kommen. Aus dieser psychologischen Schau ist das oft so falsch verstandene Wort Schenken dorfs erst richtig zu erfassen: „Aber soll ich beten, danken, geb' ich meine Liebe kund: meine seligsten Gedanken sprech' ich wie der Mutter Mund“. Ganz müßig ist die immer wieder aufgeworfene Frage, ob die Zweisprachigkeit als

Vorteil oder Nachteil der Persönlichkeitsentwicklung anzusehen ist; schon diese wenigen, aus der neueren Psychologie herausgehobenen Darlegungen zeigen deutlich, daß die natürliche Zweisprachigkeit etwas „Gewachsenes“ ist und zum allermindesten die geradlinige Entwicklung der Persönlichkeit weder hemmt noch verbiegt. Jedenfalls legen solche Erörterungen über die Zweisprachigkeit jene vertiefte Würdigung der Sprache überhaupt nahe, die das Dichterwort nennt:

„Sprache und Schrift!

Was ich ohne euch wäre,  
ich weiß es nicht, aber mir grauet,  
seh' ich, was ohne euch  
Hundert' und Tausende sind!“

## Das Bild

Vielfach sind auf den sandigen Äckern  
Die Reste der Vorzeit verteilt.  
Den Knaben lockt es  
Die Scherben zu sammeln auf heimlicher Brache,  
Von irdenem Hasen, vom Aschenkrug –  
Und er war in der Zeit  
Da vom Traum sich der Tag schied.

Er wies, was er fand, seiner Ahnin.  
Die sprach ihm von Tränenkrüglein  
Und von verpestet-verwüsteten Dörfern. –  
Doch der Bauer blieb stumm  
Und die Magd schlug drei Kreuze.  
Aber die bronzene Spange hielt er zurück,  
Die seltsam geformte. Da er sie stille beschaute,  
Erschien ihm das Bild einer lächelnden Frau.

Das trug er im Herzen. Er verlor es nie wieder  
Und es ward ihm zu Hoffnung und Ahnung zugleich.  
Wir kennen die Fährnis wechselnder Stunde.  
Wo es den Unmündigen überfällt  
Dünkt uns oft grausam Geschick und Gesetz.  
Der aber blieb dennoch im Lichte  
Und die veränderte Zeit fand ihn als Ganzen, als Mensch.

Hans Rath

# Oberschlesische Hausmarken

Von Walter Krause



Hausmarken sind eigentümliche Zeichen (Striche, Stäbchen, Kreuze, Pfeile, geometrische Figuren) auf Häusern, Grenzsteinen, auf dem Gerät und Vieh, ebenso aber auf alten Urkunden vieler Bauernfamilien.<sup>1</sup> Sie sind seit dem Mittelalter im deutschen Sprachgebiet und auch in angrenzenden Ländern nachzuweisen. Viele Zeichen scheinen darauf hinzudeuten, daß ihnen Runen zugrundeliegen, freilich ist bis jetzt noch nicht sicher festgestellt worden, ob die Hausmarken bis in germanische oder gar indogermanische Zeit zurückgehen. Die Hausmarken haben sich in vielen Familien fortgeerbt und kamen auf diese Weise auch in bürgerliche Geschlechter. Hier wurden sie häufig zu Wappen weiterentwickelt. Gerade durch das Vorhandensein der seltsamen Zeichen unterscheiden sich viele bürgerliche von den Adels- und Fürstenwappen,<sup>2</sup> wie eine Durchsicht z. B. des großen Siebmacherschen Wappenwerks zeigt. An einzelnen Stellen sind die Hausmarken bis heute lebendig geblieben, wie das berühmte Dorf Ravensbeuren im Hausrück lehrt. Bekannt ist, daß die früheren Handwerker, die Steinmeger, Goldschmiede, Glockengießer, Zinngießer ihre Erzeugnisse mit sogenannten Herkunftsmarken versehen; sicher sind in ihnen zahlreiche Hausmarken übernommen oder weiter ausgestaltet worden. Diese Zeichen leben noch in den heutigen geschützten Marken und Warenzeichen fort. Im bäuerlichen und bürgerlichen Leben haben die Hausmarken durch die Einführung der Unterschrift – natürlich hatte diese eine allgemeinere Kenntnis des Schreibers zur Voraussetzung – verloren.

Gibt oder gab es auch bei uns Hausmarken? M. W. hat sich mit den schlesischen Hausmarken noch niemand beschäftigt.<sup>3</sup> Es ist also sehr schwer, die Frage zu beantworten. Keinen Nachweis vermag ich für das Vorhandensein obererschlesischer bäuerlicher Hausmarken zu erbringen. Das mag daran liegen, daß die alten Schrotholzbauten – an ihnen dürften wir die Marken in erster Linie suchen – sehr kurzlebig waren. Die obererschlesischen Handwerker verwendeten wie alle deutschen Handwerker

<sup>1</sup> Vgl. Dr. E. G. Homeyer, Die Haus- und Hofmarken, Berlin 1870 und 1912. Ad. M. Hildebrandt, Wappen-Fibel, 12. Auflage, Görlitz 1922, S. 33. Gufeler, Hamburgische Hausmarken, Hamburg 1925.

<sup>2</sup> Nach Dr. Fr. Piekosiński, Heraldyka Polska wieków średnich, Krakau 1899, hatten auch die Pfaffen und einige polnische Uradelsgeschlechter ursprünglich runenähnliche Zeichen statt der Wappen. Bei den Pfaffen handelt es sich um einen Halbkreis mit durchführendem senkrechten Stab (vgl. oben), der Halbkreis hat sich nach seiner Meinung bis heut z. B. im schlesischen Adler erhalten (Halbmond).

<sup>3</sup> Eine allgemeine Übersicht ohne schlesische Nachweise gab Paul Plüschke / Lauban in Nationalsozialistische Lehrerzeitung 1935, S. 16, „Hausmarken, Handwerkszeichen, Hakenkreuze und Hauswappen“.

Marken, von denen wir eine riesige Menge kennen.<sup>4</sup> Ganz besonders interessant unter ihnen sind die Steinmezzeichen der Gleinwitzer Allerheiligenkirche, die Paul Knötel in der Zeitschrift „Oberschlesien“, Jg. XIII, S. 4 ff. ausführlich beschrieben hat.<sup>5</sup> Eine ganze Reihe von Hausmarken habe ich dann bei bürgerlichen Geschlechtern in Oberschlesien gefunden. Die ältesten, vom Jahre 1569 nämlich, befinden sich auf einem Epitaph in der Jakobikirche zu Neisse. Es handelt sich um das Totenmal der Neisser Bürger Lorenz Prauser und Wenzel Ritter (ein Nadler), sowie deren Ehefrau. Neben der deutschen Inschrift interessieren uns darauf zwei Wappenschilder mit je einer Hausmarke (Figur 1 und 2). Beide sind aus einer Reihe von Stäben zusammengesetzt und enthalten außerdem die Anfangsbuchstaben der Namen.<sup>6</sup> Dann liefert eine mächtige Steinplatte in der sogenannten „Polnischen Kapelle“ der Liebfrauenkirche Ratibor aus dem Jahre 1580 einige interessante Belege zu unserem Thema. Die Tafel erinnert, wie ihre lateinische Inschrift besagt,<sup>7</sup> an die große Feuersbrunst von 1574 in Ratibor. Am Ende sind nun die Namen des Bürgermeisters und der Ratsherren von 1580 verzeichnet, und zwar finden wir: Clemenz Baccalaureus oder Baccalarz, Wenceslaus Rung(e), Jacobus Leu(kart?), Sebastian Loman, Jaroslans Dubrawa. Hinter jedem Namen steht in schöner und deutlicher Ausführung (plastisch) eine Hausmarke, u. z. ein aus Stäben zusammengesetztes Zeichen, das Hakenkreuz (aufrecht), eine Art Hufeisen, ein dem ersten verwandtes Zeichen, ein Blatt (? Baum?). Am meisten interessiert uns hier das Auftreten des Hakenkreuzes bei dem Ratsherrn Wenceslaus Runge (in Ravensbeuren führt es die Bauernfamilie Schuch), das wir also seit vorgeschichtlicher Zeit<sup>8</sup> bis auf den heutigen Tag, da es Hoheitszeichen unseres neuen Reiches geworden ist, auch in unserer Heimat angewandt finden!

Eine ganze Reihe Belege von Hausmarken in bürgerlichen Siegeln habe ich dann in dem Larnowitzer Kaufbuch von 1647–65 (Staatsarchiv Breslau, Rep. 45, Beuthen-Oderberg) ausfindig gemacht. Die einzelnen Verträge sind teils deutsch, teils polnisch abgefaßt, Larnowitz, im 16. Jahrhundert als deutsche Bergstadt begründet, befand sich in dem hier genannten Zeitraum schon in einem Stadium fortschreitender Verflawung. 1650 kommt in dem Kaufbuch ein Heinrich Trölich mit Hausmarkensiegel vor (Fig. 3). In demselben Jahre führt ein Adam Szuman, offensichtlich ein verpolter Deutscher, als Hausmarke ein S mit einer Art Fähnchen. Dazu käme noch Thomas Laurenty mit Achtekßiegel, in dem eine Marke aus den Anfangsbuchstaben des Namens (das spätere Monogramm also) und dieselben Buchstaben daneben zu

<sup>4</sup> Vgl. W. Krause, Grundr. eines Lexikons bild. Künstler ... Oppeln 1933/35.

<sup>5</sup> Vgl. Künstlerlexikon I, S. 163.

<sup>6</sup> Jahresbericht des Neisser Kunst- und Altertumsvereins 1910, S. 36.

<sup>7</sup> Text bei Schaffer, Gesch. einer schles. Liebfrauengilde seit dem Jahre 1343, Ratibor, 1883, S. 318.

<sup>8</sup> Vgl. Dr. Georg Raschke, Heilszeichen auf wandalischen Altertümern Oberschlesiens in „Aus Oberschlesiens Urzeit“, Heft 20, S. 49 ff.

sehen sind (Fig. 7) und Paul Janthe mit einer Blume im Schild, darüber die Namensbuchstaben P I. Der Ratsherr Kaspar Eckarth hat als Hausmarke einen durch ein S führenden Pfeil, die Namensbuchstaben fehlen auch hier nicht. Malchor Wobierki führt ein Achtecksiegel mit Marke und doppelten Namensbuchstaben (Fig. 8). Martin Dugky einen Halbpfel mit den Buchstaben M und D daran (Fig. 9). Heinrich Fröhlich führt 1643 ein ähnliches Siegel wie 1650. Es ist aber diesmal ein Achteck und aus dem Zeichen erkennen wir jetzt noch genauer, daß dieses das Monogramm enthält, in dem es aus H und F und einem Pfeil zusammengesetzt ist. Elisabeth Fröhlich – die beiden stammen anscheinend aus Peiskretscham – führt ein von einem Pfeil mit halber Spitze durchbohrtes S. Andreas Dloffow, der einem Breslau-Larnowiger Kaufmannsgeschlecht angehörte, führt 1652 ein ziemlich gekünstelt wirkendes Zeichen (Fig. 4), das von zwei Löwen gehalten wird. Es kommen dann noch vor: 1657 Georg Unger mit Achtecksiegel (Fig. 5), Georg Günzel (aus Breslau?) auch Achtecksiegel mit einem Stäbchenstern), 1661 Lukas Schnuck, Bürger und Gewerke in Larnowitz (Figur 6) und dann Bürger mit ritterähnlichen Siegeln. In den übrigen oberschlesischen Stadtbüchern suchen wir Hausmarken vergebens. Das Larnowiger Kaufbuch ist nämlich eigentlich nur eine zusammengeheftete Folge von Originalverträgen, sonst handelt es sich ja nur um Abschriften, bezw. um Eintragungen ohne Unterschriften und Siegel. Immerhin kommen aber bürgerliche Siegel auch sonst noch vor,<sup>9</sup> es wird eine notwendige und lohnende Aufgabe bleiben, alle diese Zeichen zu sammeln, zu beschreiben und zu deuten.

<sup>9</sup> Vgl. Jahresbericht des Neisser Kunst- und Altertumsvereins 1907, S. 15 ff., 1913 S. 33 ff. oder Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, Bd. 40, S. 280, Bd. 46, S. 176/77.

## Kulturgeschichtsforschung durch Flurnamen

### Ein Beitrag zur Sprachenfrage in Oberschlesien

Von Dr. Paul Klein

Schon bei flüchtiger Beobachtung kann man in vielen Teilen Oberschlesiens ein Überhandnehmen der oberschlesisch-slawischen Mundart in den letzten Jahrhunderten bemerken. Doch nur langsam gewinnen wir sichere Erkenntnisse über diese Tatsache und das damit im Zusammenhange stehende Schwinden der deutschen Sprache. Dieser Prozeß vollzog sich auch noch während der letzten 2 Jahrhunderte, einer Zeit also, in der unsere oberschlesische Heimat doch schon dem Preussischen Staate angehörte. Daß dabei nationale Beweggründe nicht mitgespielt haben, erklärt sich schon allein aus diesem Umstande, wenn man dabei auch noch bedenkt, daß die Verslawisierung auch bei deutschen Familiennamen stattgefunden hat. Vielmehr müssen wir dafür andere, und zwar psychologische Ursachen suchen. Diese sind wohl einerseits daraus zu erklären, daß die slawische Sprache, besonders in der Form der oberschlesischen Mundart, viel

leichter zu erlernen ist als die deutsche Sprache. So können wir beobachten, daß selbst Siedler, die erst in den letzten Jahren hier angesiedelt wurden, schon sich ihrer gelegentlich bedienen. Dann haben wir aber die Hauptursache für das Überhandnehmen der oberschlesisch-slawischen Mundart darin zu suchen, daß diese besonders von den Dienstleuten gesprochen wurde. Daß es in Bauerndörfern auch beim besten Willen und der größten Sorgfalt der Eltern meist nicht möglich ist, die Kinder von vornherein an die deutsche Sprache zu gewöhnen, wenn die Dienstleute sie nicht sprechen, konnte ich in letzter Zeit auch in deutschen Dörfern Galiziens beobachten.

Im folgenden will ich nun nach dem Studium alter Urkunden, Karten und Grundbuchakten und mit Hilfe der noch im Volksmunde lebenden Flurnamen nachweisen, daß die ältere Kultur von Ujest und Umgebung deutschen Charakter trug.

Daß Ujest eine deutsche Gründung ist und die Stadt im 13. und auch noch im 15. Jahrhundert von einem Kranz deutscher Dörfer umgeben war, ist nach den Forschungen Schultes<sup>1</sup> klar erwiesen. Aber nur wenige deutsche Flurnamen haben sich aus jener Zeit bis in die Gegenwart herübergerettet. So haben wir die Bezeichnung „Stiebelgasse“ für den auf Glawenzitz zu liegenden Stadtteil von Ujest noch allgemein in den Grundbuchakten am Ende des vorigen Jahrhunderts. Den Namen „Weißwiese“ für das südlich von Medarhütte gelegene Gelände<sup>2</sup> finden wir schon in einer Urkunde des Kaisers Leopold vom 20. August 1675,<sup>3</sup> er ist aber auch heute noch im Volke geläufig. Das Dorf Kaltwasser hieß noch im 15. Jahrhundert Caldeborn.<sup>4</sup> Die heutige Form ist eine ungenaue Rückübersetzung aus dem Slawischen.

Aus der häufigen Zusammenziehung grundherrschaftlichen Besitzes erklärt es sich, daß in der Umgebung von Ujest im Laufe der Jahrhunderte nicht nur einzelne Wirtschaften, sondern auch ganze Dörfschaften wieder vom Erdboden verschwanden. In den „Regesten zur Geschichte Schlesiens“ von Grünhagen<sup>5</sup> finden wir aus Breslau bezeugt, daß der Scholastikus Jakob vom Hl. Kreuz bei Breslau entscheiden soll, ob die Äcker von Malchow<sup>6</sup> zu Glawenzitz oder Gola gehören. Ein in der Nähe von Malchow gelegener Ort Gola ist aber bisher nicht bekannt gewesen. Auf einer Karte aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts<sup>7</sup> fand ich nun eine südlich unweit von Walchow gelegene Flurbezeichnung „Golyt“, so daß man dort den verschwundenen Ort Gola vermuten kann. Beim Bau des Adolf-Hitler-Kanales grub man im Jahre 1934 zwischen Glawenzitz und Blechhammer auf einer mit „Pfahldorf“ benannten Stelle beim Kilometerstein 13,1 etwa 50 Pfähle, einen mittelalterlichen Tonkrug und Cher-

<sup>1</sup> Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, 23. Bd., S. 238.

<sup>2</sup> Der Name stammt wohl von dem weißen Erz, das anscheinend dort für die Glawenzitzer Hütte gewonnen wurde. (Vgl. Coseler Heimatkalender 1936, S. 102).

<sup>3</sup> Aufbewahrt in der Fürstl. Hohensohleschen Kammer zu Glawenzitz.

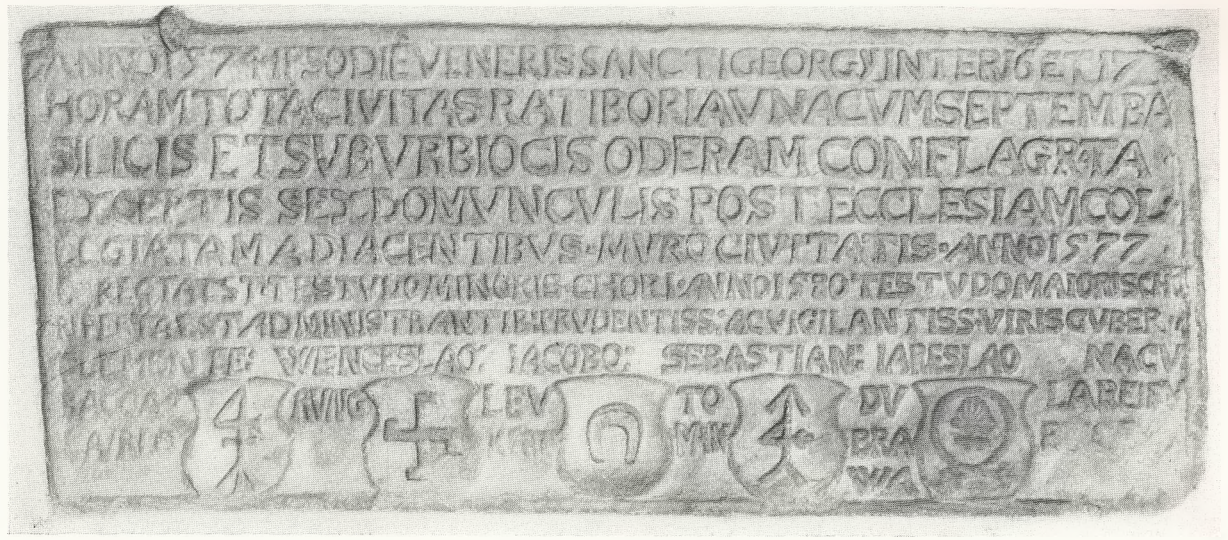
<sup>4</sup> Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, 27. Bd., S. 364.

<sup>5</sup> Bd. IV, S. 3, Nr. 2647.

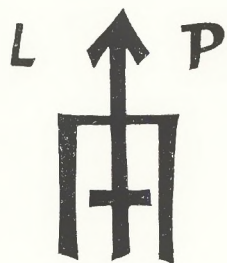
<sup>6</sup> 3 km nordwestlich von Glawenzitz.

<sup>7</sup> Mathes, Karte von der Domäne Glawenzitz mit den Wirtschaftshöfen Almalien- und Luisehof, 1864.





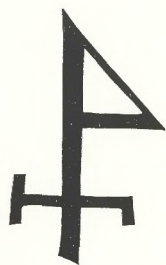
Hausmannen aus der  
Stedenplatte von 1580 in der Marienkirche zu Ratibor



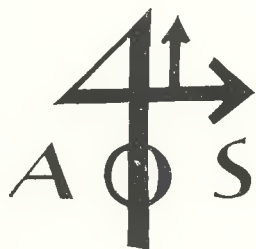
1



2



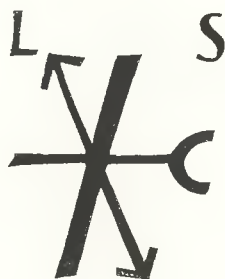
3



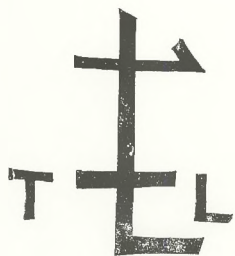
4



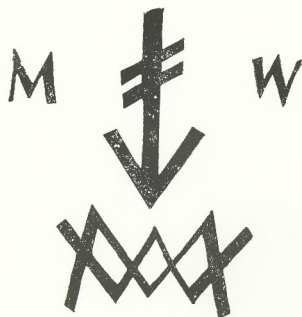
5



6



7



8



9

ben aus. Auch in der Nähe des Kilometersteines 13,2 fand man größere Pfähle, dazwischen kleineres Holz und Scherben.<sup>8</sup> In den großen Waldgebieten von Clawenzig dürften sich noch mehr Anhaltspunkte für früher dagewesene Kolonien und Ortschaften finden lassen.

Da Ujest in früherer Zeit der Aufenthaltsort der Breslauer Bischöfe war, finden wir in den Flurbezeichnungen der Stadt auch lateinische Formen. So heißen die im Südosten der Stadt gelegenen Straßen noch heute die „Große Dechantei“ und „Kleine Dechantei“. Der von der oberen Mühle schräg über die Felder zum neuen Kirchhof führende Weg wird im Volksmunde „Vondazie“ genannt, was von der lateinischen Form fundatio abzuleiten ist. Eine 2 km westlich der Stadt gelegene Kolonie führt auch amtlich noch die kuriöse Bezeichnung „Goy et Lalok“. Auf älteren Karten heißt die Kolonie nur Goy. Den Namen Lalok finden wir als Familiennamen im Taufbuch der Ujester Pfarrkirche unter dem Datum des 28. März 1737, so daß wir wohl den zweiten Teil des Ortsnamens von dem Familiennamen ableiten können.

Wie jede Kulturarbeit, hat in der Gegend von Ujest auch die Landwirtschaft ihren deutschen Charakter durch die Jahrhunderte gewahrt. Das beweist uns schon ein Blick auf die Flurkarten der letzten Jahrhunderte, auf denen die Bezeichnungen für die einzelnen Gelände deutsch sind. Schon die meisten Wirtschaftshöfe tragen deutsche Namen, so der Luisenhof und Amalienhof bei Clawenzig, der Oberhof, der Niederhof und die Hentikashöhe bei Chechlaw, der Ferdinandshof bei Alt Ujest, der Karolinenhof bei Kaltwasser, der Oberhof, der Mittelhof und der Niederhof bei Großwaldden. Hierher können wir auch die erst im vorigen Jahrhundert erbaute Ackerbaukolonie Poppitz nördlich von Großwaldden rechnen, die nach dem Wirtschaftsinspektor Popp aus Großwaldden benannt ist und in der 1825 die durch die Bauernbefreiung frei gewordenen Bauern angesiedelt wurden.<sup>9</sup> Wie aus den Kirchenbüchern ersichtlich ist, war der Bauernstand in Schulzen, Freibauern, Bauern, Robotbauern, Dreschgärtner und Häsler gegliedert. Die Berge und Schluchten behielten ihre alten deutschen Bezeichnungen zum Teil bis ins 19. Jahrhundert oder sogar bis in die Gegenwart hinein, z. B. der „Gabelsberg“<sup>10</sup> und der „Grüne Berg“<sup>11</sup> bei Ujest und der „Luengrund bei Kaltwasser“.<sup>12</sup> Dasselbe finden wir bei den Wäldern, so dem „Eulenwäldchen“ am Adolf-Hitler-Kanal zwischen Ujest und Clawenzig, dem „Großwald“ und dem „Buchwald“ bei Klutschau<sup>13</sup> und dem „Jungferenberg“ südlich von Chechlaw. Bezeichnender Weise trägt der zwischen Clawenzig und Blechhammer liegende Wald „Hugomiersch“, der nach dem Fürsten Hugo benannt ist und erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden sein kann, eine slawische Flurbezeichnung. Zahlreich

<sup>8</sup> Ortsakten des Landesamtes für Vorgeschichte der Provinz Oberschlesien.

<sup>9</sup> Nowack, Die Reichsgrafen Colonna, Groß Strehlitz, 1902, S. 70 ff.

<sup>10</sup> Jetzt „Bartholomäusberg“ genannt (Vgl. Hruzik, Plan von den Ujester Aekern, 1817).

<sup>11</sup> Dieser Berg heißt jetzt „Galgenberg“.

<sup>12</sup> Grundbuchakten der Herrschaft Ujest, Nr. 68, S. 517.

<sup>13</sup> Der „Großwald“ liegt östlich, der „Buchwald“ westlich des Dorfes.

sind dann die deutschen Flurnamen für die einzelnen Feldstücke. Dazu gehören das „Hohe Gewende“ nördlich des früheren Ujeſter Stadtwaldes,<sup>14</sup> die „Fleiſcherwiesen“ weſtlich von Ujeſt,<sup>15</sup> die „Krautacker weſtlich des Ujeſter Schloſſes“,<sup>16</sup> die „Sieben Quellen“ zwischen der Förſtereſei Jarſiſchau und Schironowig,<sup>17</sup> das „Birkenfeld“ ſüdweſtlich vom Karolinenhof<sup>18</sup> und die ſchon erwähnten „Weißen Wiesen“ ſüdlich von Medarhütte. Auf Tierzucht weiſen Flurnamen hin wie „Schafſtade“ ſüdöſtlich von Chechlaw,<sup>19</sup> der „Alte Fohlengarten“ ſüdlich von Budzeſ,<sup>20</sup> die „Kälberhutung“ weſtlich von Ujeſt,<sup>21</sup> die „Hutung“ von Clawenſig<sup>22</sup> und der „Trieb“ nordweſtlich von Chechlaw.<sup>23</sup> Auch die zur Landwirtschaft gehörenden Betriebe trugen deutſche Namen, ſo das „Brechtſhaus“ im Ujeſter Dominium, die „Dreirädermühle“<sup>24</sup> und die „Puſchmühle“<sup>25</sup> in Ujeſt.

Was von der Landwirtschaft ſagt iſt, gilt auch von der Induſtrie. Hier haben wir zuerſt nur deutſche Flurnamen, wenn dieſe auch ſpäter dann durch oberſchleiſſiſch-ſlawiſche Formen verdrängt wurden oder ihnen ſolche an die Seite getreten ſind. So verrät uns die Bezeichnung „Huta“ die Lage einer früheren Eiſenhütte öſtlich von Lohnia,<sup>26</sup> und am Südausgange des Ortes Clawenſig wird eine ſolche Stelle mit beiden Formen „Hütte“ und „Huta“ bezeichnet.<sup>27</sup> Eine ſehr unebene Stelle zwischen den Faberſchen und Harnotſchen Häuſern am Südausgange von Clawenſig führt noch heute im Volksmunde den Namen „die Schachte“, die wir damit wohl in den Zuſammenhang der Clawenſiger Eiſeninduſtrie bringen können. „Friſchfeuer“ brannten an verſchiedenen Stellen der Umgebung, ſo in Rudziniſ an der Stelle der jetzigen Pielahütte, in Chechlaw neben dem „Gartſchſeich“, der früher „Hammerteich“ hieß.<sup>28</sup> Der neben Medar entſtandene, jezt mit „Blechtſhammer“ bezeichnete Ort wird in einer Urkunde des Kaiſers Leopold vom Jahre 1705 „Eiſenhammer“ genannt.<sup>29</sup> Auf einer höheren Blüte als jezt ſtand früher in der Gegend von Ujeſt die Kalkinduſtrie. Die drei Kalk-

<sup>14</sup> Auf einer Karte der Fürſtl. Hohenloheſchen Kammer in Clawenſig aus dem Jahre 1818.

<sup>15</sup> Mdl. durch Frau Dr. Iſchöpe in Ujeſt.

<sup>16</sup> Jungnickel, Karte von den Schloßgrundſtücken zu Ujeſt, 1818.

<sup>17</sup> Mdl. durch Schülerin Blandke aus Ujeſt.

<sup>18</sup> Schulz, Karte von der Dominial-Geldmark Kaltwaſſer, 1861.

<sup>19</sup> Mdl. von Förſter Bartel aus Utrata.

<sup>20</sup> Auf einer Karte von Jungnickel aus dem Jahre 1818.

<sup>21</sup> Jungnickel, Karte von den Schloßgrundſtücken zu Ujeſt, 1818.

<sup>22</sup> Am Nordoſtrande des Dorfes.

<sup>23</sup> Duſow, Karte der zur Herrſchaft Bitschin gehörenden Feldmark Chechlaw, 1820.

<sup>24</sup> Damit iſt die ſüdöſtlich der Stadt gelegene Mühle gemeint (Mdl. durch Herrn Elias in Ujeſt).

<sup>25</sup> Die „Puſchmühle“ (Dialektform von Buſchmühle) bezeichnet die im Südweſten der Stadt gelegene Mühle auf der linken Seite der Klodniſ (Grundbuchakten der Herrſchaft Ujeſt, Nr. 68, S. 513).

<sup>26</sup> Mdl. durch den Schüler Florian aus Lohnia.

<sup>27</sup> Eine Zeichnung der „Hütte“ befindet ſich im Gleiwitzer Muſeum (Vgl. die Abbildung im „Oberſchleiſſer“, 1936, S. 25).

<sup>28</sup> Ziliſ, Die Regulierungskarte von Chechlaw, 1820.

<sup>29</sup> Aufbewahrt in der Fürſtl. Hohenloheſchen Kammer zu Clawenſig.

brüche am „Kallberge“ nördlich von Klutschau belieferten nicht nur die beiden früheren Kalköfen von Clawenzig,<sup>30</sup> sondern auch der von Klutschau nach Jarischau führende „Kalkofenweg“<sup>31</sup> weist uns schon darauf hin, daß der größere Teil des Kalkes nach Birschm gebracht worden ist. Zwischen den Wydower Bergen und Chechlaw lag früher ein „Kreideteich“,<sup>32</sup> und der Name „Mergellöcher“ für eine Stelle beim Vorwerk Diedzinkau ist noch heute im Volke geläufig.<sup>33</sup> Unter den „Mühlen“ der Gegend gab es in früherer Zeit auch zwei Papiermühlen. Die eine war die heutige Mehlmühle am Nordwestende von Clawenzig,<sup>34</sup> die andere lag südwestlich von Kl. Althammer.<sup>35</sup> Stark verbreitet war in der Gegend auch die Garn- und Leinwandindustrie, die auch in Clawenziger Akten des Jahres 1717 erwähnt wird und an die uns noch die Flurnamen „Bleiche“ erinnern. In Clawenzig gab es zwei solche, die eine lag bei der Clawenziger „Hütte“, die andere hinter der heutigen Volksschule. In Rudzinig befand sich eine „Bleiche“ östlich des Rudziniger „Gräpferners“. <sup>36</sup> Auch Handwerk und Handel der Gegend von Ujest waren deutsch. Von einer hohen Blüte des Handwerks künden uns die alten Bücher der Innungen. Unter diesen gab es in früherer Zeit auch solche der Salzbäcker,<sup>37</sup> Tuchmacher und Leinweber. Verschwundene Handwerkszweige haben noch in der „Seilergasse“ und „Gräupnergasse“ in Ujest ihre Namen hinterlassen, und in den alten Kirchenbüchern finden wir unter den angegebenen Berufen u. a. auch Rotgerber, Schwarzgerber, Schönfärber und Schwarzfärber angegeben.

Die Gastwirtschaften der früheren Zeit aus Ujest und Umgebung führten nur deutsche Bezeichnungen. „Kretschame“ gab es in Ujest,<sup>38</sup> Clawenzig,<sup>39</sup> in Blechhammer und Lichinia<sup>40</sup> und sicher auch in allen übrigen Dörfern. In Rudzinig besteht der „Gerichtskretscham“ noch heute. Manche Gastwirtschaften wurden mit „Arende“ bezeichnet. Solche waren z. B. in Ujest,<sup>41</sup> und Clawenzig.<sup>42</sup> In Rudzinig führt sie ebenfalls noch heute diesen Namen.<sup>43</sup>

<sup>30</sup> Mathes, Situation von dem Fürstl. Hohenloheschen Kalksteinbruch zu Klutschau, 1864.

<sup>31</sup> Auf einer Karte von Jungnickel aus dem Jahre 1818.

<sup>32</sup> Hruzik, Karte von Chechlaw, Henrikashöhe und Lohnia, 1854.

<sup>33</sup> Mbl. durch Förster Bartel aus Utrata.

<sup>34</sup> Zwirner, Karte von dem im Coseler Kreise gelegenen Dörfern und der Feldmark Clawenzig, 1824.

<sup>35</sup> Mittnacht, Plan von den in der Feldmark Clawenzig gelegenen Forsten, 1817.

<sup>36</sup> Deditius, Karte von den 3 Dörfern Chechlaw, Wydow und Lohnia, 1734.

<sup>37</sup> Vgl. Löwe, Geschichte der Stadt Ujest, Oppeln, 1923, S. 14.

<sup>38</sup> Auf dem Platz südlich der Pfarrkirche.

<sup>39</sup> An der Stelle des heutigen Krankenhauses; er hieß der „Sandkretscham“ und ist nach einem Brande gegenüber der heutigen Post wieder aufgebaut worden, so daß er damit die Bezeichnung „Gasthaus zur Post“ angenommen hat.

<sup>40</sup> Beide sind in einer undatierten Steuerverrechnung der Fürstl. Hohenloheschen Kammer zu Clawenzig genannt.

<sup>41</sup> Jungnickel, Karte von den Schloßgrundstücken zu Ujest, 1818.

<sup>42</sup> Wie Anmerkung 40; die genaue Lage ist nicht bekannt. Nach mündlicher Mitteilung soll es das jetzige Hotel „Stadt Ohringen“ gewesen sein.

<sup>43</sup> Nordöstlich vom Bahnhof, auf dem Wege nach Niesdrowitz.

Ebenso tragen die Verkehrswege der alten Zeit nur deutsche Namen. Der „Doppelter Weg“ führte von Ujest über Alt Ujest und Klutschau. Mit „Groß Strehlitzer Straße“ bezeichnet man im Volksmunde noch heute den bei Kaltwasser vorbeiführenden Weg und nicht etwa die durch Jarischau gehende neue Landstraße. Den „Schwarzen Weg“ nennt man den von Blechhammer nach Klein Althammer führenden Weg,<sup>44</sup> auf dem früher die Verladungswagen dieser beiden Industrieorte fuhren, so daß wir uns diese Bezeichnung daraus erklären können.

Außerdem gibt es noch eine Reihe anderer deutscher Flurnamen aus früherer Zeit, die uns kulturelle Aufschlüsse geben. Der östlich von Ujest gelegene „Galgenberg“ erklärt seinen Namen von selbst. Ob der dicht dabei liegende, bereits erwähnte „Jungferenberg“ seinen Namen davon hat, daß auf ihm die Jungfrauen abgeurteilt wurden, mag trotz mündlicher Überlieferung<sup>45</sup> dahingestellt bleiben. Dann gibt es südwestlich von Kaltwasser einen „Weiberberg“, auch „Babyagura“ genannt, von dem eine Volks Sage erzählt, daß dort einst zwei Frauen wegen des Grases miteinander haderten, bis sie zuletzt ihre Sicheln ergriffen und sich gegenseitig töteten.<sup>46</sup> Sagen umgeben auch den mit „Einsiedel“ bezeichneten früheren Ujester Stadtwald bei Kaltwasser.<sup>47</sup> Dort soll nach dem Volksglauben früher ein Kloster gestanden haben. Andere Leute wissen wieder zu erzählen, daß dort einst ein Einsiedler gelebt habe, der die armen Leute der Umgebung mit selbstgeammeltem Brennholz beschenkt hat.<sup>48</sup> Schon rein geschichtlichen Charakter erhält die zwischen Kaltwasser und Kopanina liegende und im Volksmunde noch heute mit „Hölle“ bezeichnete Flur. Hier erinnert das einsame Grab eines Schäfers an die Pest, die einst dort gewütet hat. Auch manch anderer deutscher Flurname ist vielleicht älter als man ihm ansehen möchte. So finden wir z. B. die noch heute im Volke geläufige Bezeichnung „Spizhubenbusch“ für ein Wäldchen zwischen dem „Galgenberg“ und Lohnia schon auf einer Karte aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts verzeichnet.<sup>49</sup>

Damit will ich meine Untersuchungen über die Flurnamen aus der Gegend von Ujest abschließen. Sie zeigten uns, daß oft bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein die Flurnamen aus den Gebieten der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels, den Hauptzweigen einer ländlichen Kultur, deutsch waren. Erst in dem letzten Jahrhundert ist die oberschlesisch-slawische Mundart in stärkerem Maße eingedrungen, u. z. aus Gründen, die ich im ersten Teil dieser Abhandlung erklärt habe. Daß im Zusammenhang damit auch die Verdrängung deutscher Namen bei den Familiennamen in starkem Umfange stattgefunden haben muß, ist ebenso nachzuweisen, soll aber im Rahmen der hier gestellten Aufgabe nur noch angedeutet werden.

<sup>44</sup> Mdl. durch Schüler Bialas aus Blechhammer.

<sup>45</sup> Durch Förster Bartel aus Utrata.

<sup>46</sup> Mdl. durch Schüler Hesse aus Luisenthal.

<sup>47</sup> Diese Bezeichnung befindet sich schon auf einer Karte aus dem Jahre 1868.

<sup>48</sup> Mdl. von Schulkindern aus Kaltwasser.

<sup>49</sup> Hruzik, Karte von Chechlau, Hentrikashöh und Lohnia, 1854.

# Oberschlesische Kirchenbaukunst vom 16.-18. Jahrhundert

Von Georg Reimann, Neustadt O/S

Wir reisen in unseren Ferien hinaus in die deutschen Gaue, um unser Vaterland kennen zu lernen in seiner mannigfachen und unerschöpflich reichen Schönheit; wir schenken unsere Aufmerksamkeit mancher weit entlegenen Sehenswürdigkeit; wir kennen so manche andere Gegenden besser als unsere engere obererschlesische Heimat. Ist sie so arm an dem, was andere Gegenden uns bieten? Keineswegs! Wir brauchen uns nur der leichten Mühe zu unterziehen, die uns umgebenden heimatlichen Fluren mit offenen Augen und Herzen zu durchwandern, und wir werden erkennen: so wechselvoll wie Oberschlesiens Kulturgeschichte sind auch seine Naturschönheiten. Und nicht nur ist es des Landes hervorragende Rolle, die es seit der deutschen Besiedlung bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts als Vermittler zwischen Ost und West, Nord und Süd in kultureller wie wirtschaftlicher Hinsicht spielte, und nicht nur Industrie und Bergbau, die O/S als preussische Provinz seit Friedrichs des Großen Zeiten allgemein bekannt machte; noch viele andere ungehobene Kulturschätze jedweden Volksgutes schlummern noch im Heimatboden den Dornröschenschlaf, vergleichbar den unzählbaren „schwarzen Diamanten“ in seinem Schoß, harrend der Zeit, die ihren Wert erkennt und die Schätze hebt. Zu diesen unschätzbaren Werten gehört Oberschlesiens bildende Kunst.

Heute soll uns einmal die heimatliche Kirchenbaukunst, die steingewordene geistige Sprache unserer Väter, vom Anklang der Gotik bis zur Jahrhundertmitte um 1750 in großen Linien vor Augen treten. — Wer, abgesehen vom römischen Ursprungsland, die kirchliche Baukunst in unseren süddeutschen Stammesgebieten, hauptsächlich in Bayern, Schwaben, Franken, wie auch den österreichischen Donauländern usw. in ihrer vielfältigen stammeseigentümlichen Prachtentfaltung und ihrem echt deutschen Gestaltungs- und Formenreichtum zu bewundern gewohnt ist, und deren Spitzenleistungen als Gradmesser für unsere obererschlesische Heimatkunst anzusehen versucht, wird allerdings gar bald sehr enttäuscht sein. Nicht mit jenen Kultur- und Kunstzentren der süd- und südwestlichen Gaue läßt sich unser schlesisches, und hier besonders obererschlesisches Siedlungsland in dieser Hinsicht vergleichen. Es war ja (weil im Osten) im Vergleich zu jenen Ländern von jeher in vieler Beziehung vernachlässigt worden und nur hinsichtlich der Verpflichtungen den westlichen Stammesgebieten gleichgestellt.

Seit dem großen Siedlungswerk im frühen Mittelalter, als, begünstigt von den schlesischen Pfaffen, die deutsche Rückwanderung einsetzt, und seit den späteren sich wiederholenden Einwanderungen aus dem deutschen Westen und Süden hat deutscher Kulturgeist unausgesetzt Werte von hoher Bedeutung geschaffen, in nie ermüdendem, sprichwörtlichem deutschen Fleiß. — Was von Schlesien gilt bezüglich des Volkstums, gilt von O/S in gleichem Maße. Entsprechend der Zuwanderung deutscher Siedler



aus den Stammesgebieten sächsischen, thüringischen und fränkischen Blutes ist auch die Kunst Schlesiens aus der Urheimat her befruchtet und ganz eigenartig gemischt. Zuweilen drängt sich vereinzelt, hier in den östlichen Grenzgebieten ein Unterton slawischen, rückwirkenden Einflusses durch, der aus seiner durch deutsche Werte verdrängten Stellung hin und wieder mit seinem Element schwach durchschimmert. Diese durch die geschichtliche Entwicklung bedingte, einzigartige schlesische und oberschlesische Eigenart spiegelt sich außer in Sitte, Tracht, Sprache usw. besonders auch in seiner volkstümlichen Bauweise wieder.

Als etwa um 1500 die mächtige Strömung einer neuen Zeit, der sogen. Renaissance, die Welt mit ihren großen Ideen durchsetzte und auf dem Gebiete der Profanarchitektur eine vollständige Umgestaltung hervorrief, trat für die kirchliche Baukunst wie im übrigen Schlessen auch in OÖ zunächst ein Stillstand ein. Die neue Stilbewegung erfaßte hier zuerst die kirchliche Ausstattung: Altäre, Kanzeln, Taufsteine, Kruzgefäße, weitere Epitaphien, Portalumrahmungen (vergl. 1517 die der Domsakristei, Breslau) usw., während die kirchliche Architektur an sich, wie schon erwähnt, zunächst keine Spuren einer neuen Beeinflussung hinterließ. — Daß die Renaissancekunst überhaupt in ganz Schlessen ebenso früh wie in anderen deutschen Ländern ihren Eingang fand, darf nicht verwundern; denn die Handelsbeziehungen Schlesiens zu Oberitalien (Venedig, Florenz usw.) über Süddeutschland und die Hansaverbindung Breslaus mit dem Westen waren bereits seit mehr als einem Jahrhundert sehr rege. Dann gereichte Oberschlessen die rege Beziehung Breslaus zum östlichsten deutschen Renaissancemittelpunkte Krakau infolge seiner günstigen Zwischenlage sehr zum Vorteil. Zur schnellen Verbreitung wirkten natürlich noch eine Reihe anderer kulturfördernder Faktoren und Beziehungen mit, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Trotzdem ist auch an den frühen profanen Renaissancebauten (Rathäusern, Bürgerhäusern, Schlössern) noch die eigenartige Vermischung traditioneller spätgotischer Formen mit den neu eingeführten lombardischen und florentinischen Renaissancegedanken unverkennbar; denn der innere Wandel der heimischen Künstler vom angeborenen Proportionsgefühl der Gotik zu dem des neuen klassischen Ideals vollzieht sich erst allmählich. Bald kommen auch oberitalienische Baumeister (Maurer) und beschleunigen den Wandlungsvorgang. Da in der kommenden Zeit auch nicht mehr wie bis zum hohen Mittelalter die Kirche allein den künstlerischen Mittelpunkt eines Ortes bildet, sondern seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert durch die wachsende Bedeutung des Bürgertums das Rathaus und in immer steigendem Maße dann auch das Bürgerhaus infolge der veränderten Lebensansprüche in den Vordergrund tritt, das dessen wachsende Größe zum Ausdruck bringt, treten die Interessen für den Kirchenbau mehr denn je zurück. Der Bedarf an Kirchen war ja zur Zeit des Umbruchs zur neuen Zeitepoche im allgemeinen gedeckt. Ein dringendes Bedürfnis nach Neubauten war nicht vorhanden; man beschränkte sich bei Wiederherstellungen abgebrannter, baufälliger oder sonst reparaturbedürftiger Kirchen auf die notwendigen



Ergänzungen in der überkommenen Formsprache. — Die ärmeren katholischen und evangelischen Gemeinden, die ihre Kirchen nur von einfachen einheimischen Maurern aufbauen lassen konnten, die mit den neueren Bauformen noch sehr wenig vertraut und im Kirchenbau selbst z. T. unerfahren waren, schlossen sich ohnedies bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges an die vorgefundene Überlieferung eng an. — Auch die Übernahmen der oberschlesischen Gotteshäuser durch die jeweils in den betreffenden Gemeinden an Zahl überwiegende Glaubensgemeinschaft gingen bis zur Zeit der Gegenreformation ohne Gewaltakte vor sich. Den am ehesten für die neue Bewegung und ihren Stil begeisterten Protestanten fehlte also jeder Anlaß, aber auch zunächst der Wille zu bankünstlerischer Betätigung in dieser Zeit. Unterdessen konnte das neue werktätige Schaffen erst einmal an Bauaufgaben des profanen öffentlichen und privaten Lebens seine Kräfte und Fähigkeiten erproben. Bezeichnend ist, daß gleichzeitig mit dem Auftreten der neuen Bauformen eine gewisse bodenständige Grundhaltung sich durchsetzt. So werden z. B. die hohen gotischen Dächer mindestens ein Jahrhundert ununterbrochen weiter verwendet, nicht nur in der profanen Architektur, wie z. B. beim Wagehaus in Neisse von 1604 und vielen anderen Bauten dieser Zeit, sondern noch viel unumschränkter in der kirchlichen Baukunst. Hier behält bis ca. 1580 fast unverändert spätgotischer Geist die Herrschaft. Obwohl vereinzelt seit dem 2. und mehr seit dem 3. Viertel des 16. Jahrhunderts verschiedene Renaissance motive sich einmischen, besonders an Giebeln, Turmbekrönungen, Kirchhofsmauern und Portalen, Türrahmungen, durch Auftreten von Eckraffitoschmuck usw., wird doch unbehindert auf der anderen Seite an spitzbogigen Gewölben und Fenstern, spätgotischen Rippenformen usw. treu festgehalten. Interessante und lehrreiche Beispiele dieses „Spätgotik-Renaissance-Kampfes“ in der Baukunst sind z. B. die Kirchen in Buchelsdorf (Kreis Neustadt OG, 1568 erbaut), Langenbrück, Deutsch-Müllmen, Kerpen (alle Kr. Neustadt und zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, letztere 1899 abgebrochen), Dittmannsdorf (Kr. Neustadt 1586), Hohndorf, Stenbendorf (beide Kr. Leobschütz, erbaut 1601 und 1602), Lwardawa (Kr. Neustadt 1603), sowie eine längere Reihe anderer Kirchen aus allen oberschlesischen Kreisen. Die eigenartigen Mischungen, die wir hier finden, sind z. T. sehr reizvoll in ihrer Art. Mit am ehesten werden die Kirchtürme von der neuen Stilbewegung erfaßt, da man sich hier an vorhandene Vorbilder (städtische Tortürme) halten kann. Man vergleiche die Kirchtürme von Steinsdorf (Kr. Neisse, 1585/86), Pilsch (Kr. Leobschütz, 1593 außer der Haube), Lenber, Dittersdorf, Deutsch-Rasselwitz (alle Kr. Neustadt, und gegen 1600), Oppersdorf (Kr. Neisse, ca. 1600), Stenbendorf (Kr. Leobschütz, 1601), Hohndorf und viele andere. Etwa dreiviertel Jahrhundert, nachdem der allgemeine Umbruch in der profanen bürgerlichen Baukunst erfolgt war, werden in der kirchlichen Architektur Oberschlesiens die ersten deutlicheren Spuren einer Renaissanceeinstellung offensichtlich. Als erste bedeutendere Beispiele solcher Neumbildungen in unserem OG seien genannt: Rujau (Kr. Neustadt, kath. Pfarrkirche, erb. 1583), Schimischow (Kr.

Groß Strehlig, kath. Pfarrkirche von Ende 16. Jahrh.), Schedlau (Kr. Falkenberg, Zillisch, 1616 vom italienischen Maurermeister Antonio Rusco erbaut), Lassoth, (Kr. Meisse, erb. 1618, kath. Pfarrkirche), die alle Tonnengewölbe mit Zierrippen u. a. aufweisen und eine gemeinsame Gruppe bilden. Mit ihnen verwandt ist die alte kath. Kirche in Rosenberg DC um 1600. Man vergleiche als lehrreiches Beispiel aus dem übrigen Schlesien die kath. Pfarrkirche in Rotsirben, Kr. Breslau von ca. 1600, die sehr verwandte Eigenschaften aufweist. Diese angeführten Kirchen gehören zu den fortschrittlichen Beispielen. Die Mehrzahl aller vom Ende des 16. Jahrh. bis zum Beginn des 30-jährigen Krieges erbauten Kirchen jedoch halten durchaus die spätgotische Tradition aufrecht. Keiner äußerlich schon haben alle diese Bauten einen in drei Seiten des Rechtecks geschlossenen und mit Strebepfeilern besetzten (gegen das Langhaus!) eingezogenen Chor nach altbewährter Überlieferung, Birnstabrippenschmuck an den gotischen Gewölben, spitzbogige Fenster und Türen und got. Mauerverband. Gleichwie in ganz Deutschland der 30-jährige Krieg alle künstlerische Entwicklung hemmte oder ganz zum Stillstand brachte, geschah es auch in Oberschlesien. Denken wir an die Verwüstungen in diesem Kriege und an des Landes große Opfer jeder Art, die es zu bringen hatte. Namenlose geistige und leibliche Armut und Not, Seuchen und Elend als Folgen dieses unseligen Bruderzwistes im deutschen Volke sind nichts weniger als Förderer eines geistigen und kulturellen Aufschwungs. Sie ließen alle bodenständigen Überlieferungen vergessen und die Kriegszerstörungen das übrige verloren gehen. Diese ungünstigen Umstände konnten natürlich keineswegs der neu aufkeimenden Kunst förderlich sein. Es kann daher weniger von „hoher“ Kunst die Rede sein, die am Anfang dieser neuen andersgearteten Periode der ober-schlesischen Geschichte steht. In unserem Falle ist es eine Baukunst ohne große Geste und Pose, die sich uns zuerst bietet, eine Baukunst, der man die Armut und Not des Volkes, das sie erstehen ließ, ansieht, die aber eben gerade darum so wahr, so herzlich ehrlich zu uns spricht wie eine Mutter zu ihrem Kinde von harter Zeit. Oft weit entfernt von klassisch schöner Formgebung drängt sich oft das Unregelmäßige, Unsymmetrische, Winkelige, Geschachtelte, wie es aus spätgotischer Zeit her beliebt war, und was man vielleicht manchmal laienhaft als „verbaut“ bezeichnen würde, in den Vordergrund. Und man darf wohl dieser Kunstperiode des beginnenden Frühbarock nachsagen, daß in ihr letzte verstandesmäßig kaum noch, aber doch gefühlsmäßig faßbare Reste mittelalterlichen Kunstwollens sich widerspiegeln, dieser gewaltigsten künstlerischen Offenbarung nordischer Ausdruckskraft überhaupt.

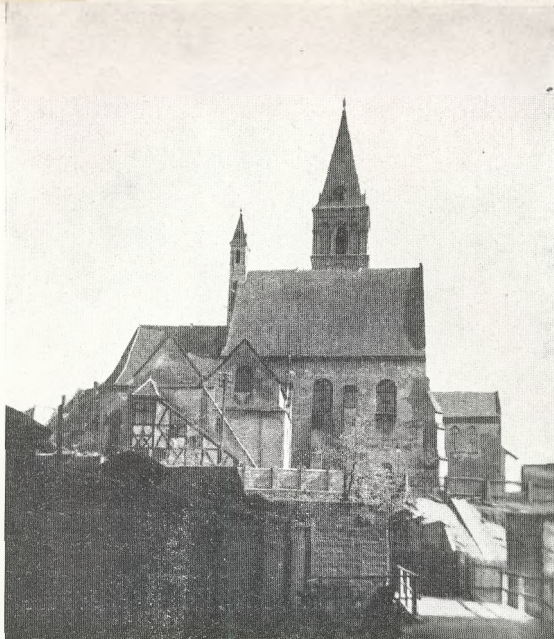
Die ersten Kirchen und Kapellen, die noch während des 30-jährigen Krieges oder bald darauf notdürftig aufgebaut werden, sind meist Pestkapellen und Begräbniskirchen. Die vielen Seuchen und Pestkrankheiten, die als schreckliche Geißel im Volke wüteten – abgesehen von den ungeheuren Todesopfern von Kriegswegen – hatten deren Erbauung veranlaßt. Die sog. Pestkapellen waren den Pestpatronen von den Überlebenden als Dank für den Fall glücklicher Errettung vom Tode gelobt worden. Solche stumme Zeugen einer



Buchelsdorf OS,  
erbaut 1568



Leuber OS, Turm  
der kath. Pfarrkirche  
um 1600



Rosenberg OÖ,  
alte kath. Kirche  
um 1600



Proskau OÖ,  
kath. Pfarrkirche  
erbaut 1687



schicksalschweren, in der Not gläubig gewordenen Zeit begegnen uns in Zülz (Jabianskapelle), Ziegenhals (Rochuskapelle), Zuckmantel (Rochuskapelle), Duppeln (Sebastianskapelle), Neisse (St. Rochus und Sebastian, Begräbniskapelle z. hl. Kreuz), usw. Dazu kommen eine Reihe von schlichten Friedhofskapellen, Pestkreuzen usw. Von Pfarr- und Klosterkirchen aus dieser Zeit seien genannt: Oberglogau (Minoritenkirche, 1633 bzw. 1665), Neunz (Kr. Neisse, kath. Pfarrkirche, 1642 bzw. nach 1651), Neinschdorf (Kr. Neisse, kath. Pfarrkirche, 1649), Czarnowanz (Prämonstratenserinnenkirche, 1653/4), Rühshalmz (Kr. Grottkau, kath. Pfarrkirche, 1662) u. a.

Die Baukunst um die Jahrhundertmitte ist z. T. noch sehr schmuckarm; oft erscheint sie etwas unbeholfen und eckig; doch nicht aus Nichtkönnen und geistiger Armut, nein, aus ihrem Wollen und Denken heraus. Ungeheuer malerisch liegen diese Bauten eingebettet in das Stadt- oder Landschaftsbild. Der ungeschälte Erdgeruch haftet ihnen noch an und nicht minder der tiefe im Verlauf des 30-jährigen Krieges dem oberschlesischen Volke zurückgegebene Glaube der Väter. Mit frommer, in all dem Diesseitskampf und -leid doch dem Ewigen ergebener Seele schufen sie. Hier im Religiösen liegt das letzte oft nicht in Worte faßbare Geheimnis zum Verständnis dieser erdgebundenen Heimatkunst. Sie verkörpert den in hartem Lebenskampf erprobten, wetterfesten, tiefgläubigen Sinn unserer Vorfahren und ihre schlichte Lebensauffassung.

Inzwischen hatten sich Handel und Gewerbe aus dem allgemeinen Tiefstande wieder erholt und die wirtschaftlichen Beziehungen sich wesentlich gehoben. Allenthalben erwachte neues Leben. So kamen denn, teils vom Adel gerufen, teils aus eigenem Antrieb, durch Aussicht auf reiche Betätigungsmöglichkeit angelockt, wieder wie vor mehr als hundert Jahren italienische Maurer und Stuckateure über die Alpen und über Süddeutschland und die österreichischen Lande auch nach unserem OG. Wieder sind es Oberitaliener, und jetzt auch Südtiroler, z. T. auch in den lombardischen und toskanischen Kunstzentren geschulte Süddeutsche, die zuerst auf den Plan treten. Diesmal ist der Boden für die italienischen Baugeanken und Kunstformen bedeutend aufnahmefähiger und fruchtbarer als im 16. Jahrh. Mit ganz anderer Bewegungsfreiheit, als es zur Zeit der Wiedergeburt der klassischen Antike geschah, kann sich jetzt der durch seine andere Wesensart dem deutschen Gemüt bedeutend näher gerückte und ganz neue Ausdrucksmöglichkeiten bietende barocke Baustil auf deutschem Boden umbilden und in schöpferischen Prozessen neu entwickeln. Bei der bereits in den 70er und erst recht in den 80er Jahren des 17. Jahrh. einsetzenden sehr regen Bautätigkeit tritt der ein Jahrhundert vorher am allgemeinen Bauschaffen so stark beteiligte Adel mehr in den Hintergrund, ohne doch ganz an Bedeutung zu verlieren, wie genügend Beispiele zeigen. Doch die Hauptauftraggeber in der ersten großen Barockphase in OG werden jetzt wie in ganz Schlesien die Kirche und ihre Orden. An erster Stelle spielen die Jesuiten im Zusammenhang mit der in OG hauptsächlich von Olmütz her siegreich durchgeführten Gegenreformation eine führende Rolle. Seit 1623 in Neisse, bauen sie 1668/71 hier ein neues Kolleg (das Baumeister Peter Schüller aus Olmütz auf-

führte). In Oppeln entsteht 1666 bzw. 1673 ein neuer Kollegbau der Jesuiten. In Breslau hatten sie 1638 festen Fuß gefaßt und bezogen im Jahre 1670 endgültig die kaiserliche Burg als schlesische Hauptresidenz. (Const gründeten sie in Schlessien noch Niederlassungen in: Brieg, Glatz, Glogau, Hirschberg, Liegnitz, Sagan, Schweidnitz, Larnowitz, Troppau, Teschen, Deutsch-Piekar, Deutsch-Wartenberg). Bald schließen sich eine Reihe anderer Orden an. Wie die übrigen schlesischen Zisterzienserklöster in Lebus, Heinrichau, Kamenz, Wartha, Grüssau, Wahlstatt, Trebnitz in neuer Schönheit erstehen, so erleben die oberschlesischen in Rauden (1671/9 durch M. Werner) und in Himmelwitz (1733 durch G. F. Gans), das der Prämonstratenserinnen in Czarnowanz (1682 durch H. Fröhlich) Um- und Neubauten. Es entstehen oder erstehen von der 2. Hälfte des 17. Jahrh. bis zur Mitte des 18. Jahrh. neu in DO ferner die Dominikanerklöster in Ratibor (2. H. 17. Jh.), Neisse (1748) und Oppeln (1739/62), die Klöster der Kreuzherren (mit dem doppelten roten Kreuz) in Neisse (1712/15) und in Beuthen DO (Hospitalkirche 1721), die Klöster der Minoriten bzw. Franziskaner in Neisse (M. 1622), Oberglogau (M. 1630/33), St. Anna-berg (Fr. 1655), Gleiwitz (Fr. 1677/86), Ratibor (Fr. 1688/92), Oppeln (M. 2. H. 17. Jh.), Godel (M. 1726/31), Leobschütz (M. Mitte 18. Jh.), die Klöster der Kapuziner in Neustadt (1653/56 durch M. Werner), Neisse (1659), das der Magdalenerinnen in Neisse (1716) und andere. Einige dieser Klosteranlagen zieren nicht unwesentlich das Stadt- und Landschaftsbild, ja bilden in ihrer monumentalen Geschlossenheit städtebauliche Schönheiten. Im Verlauf der deutschen Kulturentwicklung wird, besonders getragen durch die kirchlichen Orden, („die uniformierte streitende Kirche“), der Barock nun tatsächlich in den rekatholischen Ländern, deren Kulturmittelpunkte die Klöster bis zur Mitte des 18. Jahrh. blieben, „der architektonische Ausdruck der Gegenreformation, die künstlerische Symbolisierung der triumphierenden Kirche“.

Nachdem in den 70er bis 80er Jahren des 17. Jahrh. einige kleinere bzw. einfachere Bauten vorausgegangen sind, (vergl. unter den bedeutenderen die Kreuzkirche der Franziskaner in Gleiwitz, 1677/86 sowie die kath. Pfarrkirche in Proskau, Kr. Oppeln, 1687 f., beginnen 1688 (-92) die Jesuiten in DO mit dem ersten großen und stattlichen Kirchenbau in Neisse, dem 1690/93 bald der der kath. Pfarrkirche in Ottmachau, Kr. Grottkau folgt. Beide Bauten sind Emporenkirchen mit zweitürmiger Fassade und zeigen basilikale Anlage, wie die kurz vorher 1685 (-1704) von M. Klein erbaute Zisterzienser-Propstei-Kirche zu Wartha (Reg.-Bez. Breslau. Der Stil ist noch verhältnismäßig streng im Sinne der Wiener Frühbarockschule durchgeführt. Der Baumeister der Ottmachauer Pfarrkirche, Joh. Peter Tobler, stammt ja aus Wien; der der Neisser Jesuitenkirche steht noch nicht sicher fest, kommt aber auch aus dem österreichischen Stammesgebiet. Seit dem letzten Viertel des Jahrhunderts beginnen überhaupt wie im übrigen Schlessien auch in DO, wie schon erwähnt, eine große Anzahl von Künstlern sich anzusiedeln, die aus Süddeutschland, Tirol, Österreich stammen

und besonders seit dem Beginn des 18. Jahrh. bald auch solche, die aus Böhmen und Mähren gebürtig sind und in kurzer Zeit eine reiche Tätigkeit entfalten. Auch die Italiener fehlen nicht in der ersten Periode, die bis ca. 1715 reicht. So findet sich z. B. ein Nachkomme oder Verwandter des Antonio Rusco, der 1616/17 die Schedlauer Kirche erbaute, Andreas Rusco, als Maurer in Dberglogau, der im Kreise Neustadt um 1700 tätig ist, 1714 in Alitzülz. Im Kr. Neustadt sind bereits 1646 am Schloß in Dberglogau, 1648 am Schloßchen Schreibersdorf Italiener tätig. Der Italiener Carlo Rossi, der 1672 in Neisse die Meisterprüfung ablegt, zieht dann nach Breslau, wo er noch im gleichen Jahre die Sakramentskapelle am Dom und die Loretto-Kapelle in der St. Adalbert-Kirche erbaut und 1688 dort stirbt. Ein Baumeister Joh. Cregno (Ceregni, Sereni) aus Mailand (?), gleichzeitig Stukkateur, baute und stukkerte 1677 bis 1683 am Proskauer Schloß und war bereits 1660 unter dem Grafen Colonna als Stukkateur in der Burg Löst tätig, 1661/62 im herzoglichen Schloß in Brieg. Die italienischen Maurer Paul und Domenico Signo tauchen um 1700 in Dppeln auf; Paul Signo stirbt im November 1701 in Dppeln. Domenico Signo kauft sich 1693 in D. ein Haus, führt 1703 daselbst Klage, ist 1707 an der Gründung der Dppelner Zunft beteiligt, leitet 1700/9 den Bau der Kalvarie auf dem St. Annaberg und stirbt 1714. Ein Verwandter, Antonio Signo, ansässig in Troppan, ist als Stukkateur beim Neubau der kath. Pfarrkirche in Tworkan (Kr. Ratibor) 1691 tätig. Ein italienischer Baumeister Brascha baute 1688/91 in Ratibor mit Zimmermeister Georg Vesper aus Troppan das Franziskanerkloster. 1696 finden wir in Dppeln zwei italienische Maurer, Martin und Johann Pelegrino. M. P. kauft hier 1696 ein Haus, regelt 1703 den Nachlaß des verst. Antonio Signo und war 1707 Mitbegründer der freien Zunft der Maurer und Steinmeger in Dppeln; er starb hier 1727. Joh. Pelegrino arbeitet 1691–1715 in Dppeln (an Rathaus, Stadtmauer usw.). Von italienischen Stukkateuren finden wir 1693 einen Giovanni Albertij in Neisse, der 1692/93 mit Bartolomeo Mutino und Pietro Simonetti Stuckarbeiten in der Dttmachauer Pfarrkirche ausführt, 1703 mit Gio. Ant. Albuzij das fürstbischöfliche Schloß Tiergarten bei Dttmachau ausschmückt und den wir 1731 bei Stuckarbeiten im Neisser Hospital wiederfinden. Francesco Cugno, Stuccatore, war einer der Künstler, die die Aula des Jesuitenkollegs in Neisse ca. 1677 schmückten. Von italienischen Malern ist uns ein gewisser Cereta (Creta) bekannt, der vor 1673 ein Altarbild (Christus am Kreuz) für die Marienkirche Ratibor malt. — Man muß nun, um kein falsches Bild zu erhalten, die große Zahl der süddeutschen und österreichischen Künstler dagegen halten, auch die, die aus Böhmen und Mähren, speziell z. B. von oder über Troppan nach DO wanderten und hier reiche Beschäftigung fanden und die hier alle aufzuzählen unmöglich wäre. Man vergleiche dazu den im Oberschlesierverlag im Jahre 1933 erschienenen Grundriß eines Legions oberschlesischer Künstler und Kunsthandwerker von Walter Krause, der ein ungeheuer reiches Material an Künstlern, auch aus den entlegensten

deutschen Gauen, für diese Beziehungen zu *OG* namhaft macht. Nur einige wenige Namen seien genannt: von Baumeistern: Jakob Fisser, Ebert, Hans Fröhlich, Kern, Polack, Hansrucker, Nitsche, Ezeike, alle aus Troppau; Gans, Michatsch, M. Clement, aus Jägerndorf; aus Olmütz: P. Schüller, Daleschke, Kaleski; Dolezel aus Böhmen, Riß aus Mähren, Rieth aus Schwaben, Lumert aus Bayern, Milius aus der Schweiz, Bonhard aus Augsburg, Christoph Tausch aus Innsbruck, ebenso Jakob Thoser; Stubeneck und Barthol. Witwer aus Prag, Tobler u. a. aus Wien, andere aus Strassburg, Schwäb. Hall, Brunn, Teschen, Hultschin, Regensburg, Sachsen, Mähr.-Erzbau, Mähr.-Ostau, Jauernig usw. Von Bildhauern: Artatsch aus Brünn, Giabin aus Lausanne, Herberg aus Brünn, Holzecker aus Salzburg, Kretschmer aus Sachsen, Lehnert aus Regensburg, Fr. J. Mangoldt aus Brünn, Probst aus Bayern, Scholz aus Olmütz, Thomasberger aus Brünn, Weinmann aus Württemberg, andere aus Troppau, Prag, Friedeck in Mähren usw. Von Malern: Chr. Ph. Ventum aus Leyden (Holland), Joh. Classens aus Antwerpen, Donat aus Prag, Leichert aus Wagstadt i. B., Lindnig aus Weigendorf in Österreich, Marggraf aus Erfurt u. a. Natürlich gehen auch Schlesier umgekehrt nach den Nachbarprovinzen, wie Gloger aus Leobschütz nach Teschen, Ruben aus Habelschwerdt nach Teschen, Olmütz, Troppau, Prag; Baumeister Münz aus Neisse baut 1734/51 in Krakau die Kirche auf d. Skalka. Von den vielen Malern, die in *OG* tätig waren, seien nur noch die Gebr. J. A. und Chr. Th. Scheffler aus München, M. Willmann aus Königsberg, Wildner aus Wien, Ridinger aus Augsburg, Schoon Jans aus Antwerpen genannt. (Alle 2. H. 17. bis Mitte 18. Jh.) – Bei einem Vergleich dieser unvollständigen Künstlerliste kommt man doch bereits zu der Überzeugung, daß der direkte italienische Einfluß, gegen den deutschen großen Künstlerstrom gehalten, verschwindend und nicht so bedeutend ist, wie man bisher häufig annahm. Allerdings bringen auch alle diese süddeutschen Künstler Eindrücke von italienischen Bauten mit, diese ihre Eindrücke sind aber bereits alle durch das „Filter“ ihrer deutschen Seele gegangen.

Neisse, die zeitweilige Residenz der Breslauer Fürstbischöfe ist für *OG* Zentral- und Sammelpunkt fast aller bedeutenderen Meister. Hierher kommt die Mehrzahl der auswärtigen Künstler, die in *OG* schnelle Anerkennung finden wollen. Hier geht ein großer Teil der dann in Schlesien und speziell in *OG* tätigen Künstler in die Lehre, und hier fertigen sie ihr Meisterstück, um dann in die Provinz zu wandern und ihre Kunst zu erproben. In Neisse lernen oder weilen wenigstens einige Zeit die großen schlesischen Baumeister wie: Peintner aus Gmünd in Kärnten, der spätere fürstbischöfliche Hofbaumeister in Breslau, der 1702 in Neisse das Meisterrecht nimmt und eine Oberschlesierin heiratet. Chr. Tausch aus Innsbruck, Jesuit und fürstbischöflicher Oberbaurat, Architekt, Bildhauer, Maler, weilte wiederholt in Neisse und schuf auch hier Werke, ebenso wie in Breslau, Ols, Österreich, Ungarn, Böhmen. M. Klein, aus Güns bei Odenburg in Ungarn, wurde 1689 in Neisse Meister, 1697 Stadtbau-



meister und 1714 fürstbischöflicher Hofbaumeister. Als solcher erbaute er die Meißner Kreuzherrnkirche und war außer in Meisse noch in Wartha, Ottmachau, Jauernig, Teschen usw. tätig. J. A. Hammerschmidt, der 1712 in Schweidnitz Meister geworden war, in Schweidnitz, Fürstenstein usw. arbeitete, wird 1725 als Nachfolger Kleins zum fürstbischöflichen Hofbaumeister ernannt. Melch. Werner, der schon 1648 in Meisse sein Meisterstück machte, hier sowie in Neustadt, Randen, Zuckmantel usw. arbeitete, wurde bald Stadt- und fürstbischöflicher Hofbaumeister in Meisse. Barth. Wittwer aus Prag machte 1738 sein Meisterstück in Meisse und wurde in Breslau fürstbischöflicher Baumeister, wo er als solcher die Totenkapelle am Dom 1749 erbaute. — Diese Beispiele zeigen zur Genüge die Bedeutung von Meisse, dem sich als zweites Ausstrahlungszentrum Troppau anschließt.

Finden wir bei den beiden ersten bedeutenderen Barockbauten Oberschlesiens wie bei einer Reihe gleichzeitiger schlesischer Kirchen noch das charakteristisch frühbarocke basilikale Schema verwendet, so bildet seit etwa 1700 bis zur Jahrhundertmitte für die Emporenkirchen in DO der Typ der Hallenkirche (Wandpfeilerkirche) mit Emporen das Grundschema, das im Laufe der Jahrzehnte dann verschiedentlich zeitgemäß abgewandelt wird. Das erste deutsche Urbild für alle diese Anlagen bildet die Jesuitenkirche St. Michael in München; es wird 1689 von den Jesuiten in Breslau angewandt und bleibt trotz seiner verschiedenen Variationen und lokalen Abänderungen von da an der Normaltyp für alle schlesischen wie Oberschlesischen kath. Kirchen mit Emporeneinbauten. Die Tektonik der ersten Bauten ist noch streng und hat noch stärkere vertikale Tendenzen. Die Emporenbrüstungen sind gerade geführt und die Pfeiler haben rechteckigen Grundriß. Um ca. 1715 setzt eine neue Auffassung von Bewegung und Aufgliederung, von Raumproportion, Beleuchtung und Farbe sich durch. Die erst straffe Tektonik wird gelockelter, das Verhältnis von Raumhöhe zur Breite ein anderes, das Licht flutet reichlicher durch den Kirchenraum und die Farben werden leuchtender. Zu dieser allgemeinen Fortentwicklung gesellt sich noch eine Sondergruppe von Emporenkirchen, die sich an die Prager Jesuitenkirche St. Nikolaus (Kleinseite) von Chr. Dienzenhofer (v. 1703) durch ihre Schrägstellung der Pilaster zwischen vorgeschwungenen Emporenbrüstungen näher anlehnen und deren Reihe in Schlesien wiederum die Jesuiten mit ihrer Ordenskirche in Liegnitz 1714 eröffnen. Von den (meines Wissens) sieben zu dieser Gruppe gehörenden schlesischen Kirchen liegen drei in DO. In Meisse beginnen die Kreuzherren (die auch in Prag ihr Mutterkloster hatten) mit ihrer Ordenskirche 1715/9–30. Es folgen 1729–32 die kath. Pfarrkirche in Ziegenhals, Kr. Meisse und 1730–1738 die kath. Pfarrkirche zu Neustadt DO. — Da diese Gruppe schlesischer Kirchen mit ihren Beziehungen untereinander und zu ihrem gemeinsamen Vorbilde (Prag) in einem eigenen Aufsatze näher behandelt werden soll, wollen wir hier nicht näher darauf eingehen. Bezüglich Meisse sei hier nur noch das Urteil Griesbachs in „Kunst in Schlesien“ angeführt, wo er sagt, daß „die Meißner Kreuzkirche nur in den Klosterkirchen von Grüssau und Wahlstatt ernsthaftere Kon-

kurrenten hat". — Die übrigen Emporenkirchen bis in die 50er Jahre des Jahrh. wahren zwar einen gewissen fließenden Rhythmus entweder durch Kurovierung der Emporenbrüstungen wie in Seinsdorf (Kr. Neisse), ca. 1750 ff.) (vergl. Jesuitenkirche Brieg, 1735/46) oder, wenn die Emporenbrüstungen gerade geführt sind, durch stärker vorgezogene Pilaster, die in großen Hohlkehlen zur Grundfläche der Wand übergehen (vergl. Schmitsch, Kr. Neustadt, 1750/52), Leobschütz, Franziskanerkirche (1756/58), wodurch gleichfalls eine rhythmische, schwingende Bewegung beabsichtigt und erreicht wird; doch die Zeit, deren Gestaltungsweise auf höchste optische Bewegtheit abzielte, ist bereits im Abklingen begriffen; die zum Hochaltar hin sich steigende, fortreißende Pathetik des Hochbarock hat sich in gemessene, schrittweise, gedämpfte Bewegung verwandelt. Diese neue Raumwirkung sucht man auch bei einschiffigen und emporenlosen Anlagen schon seit den 20er Jahren zu erzielen. Zuerst begegnet uns diese Wandpilaster- und Pfeilerbildung im Kr. Neisse und Grottkau; sie geht um die Jahrhundertmitte über Kr. Neustadt und findet allmählich in fast allen übrigen oberschlesischen Kreisen Nachahmung. In der ganzen zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wird diese weiche Stützgliederungsform dann von einer Reihe von oberschlesischen Baumeistern beibehalten, wie genügend Beispiele der Provinz bezeugen. Nebenher macht sich seit den 30er Jahren bereits eine strengere Richtung in der kirchlichen Architektur bemerkbar, die einesteils wohl gewollt ist, anderenteils in ihrer übergroßen Schlichtheit aber mehr auf die Armut der Verhältnisse als auf bewußtes Meiden reicherer architektonischen Schmuckes zurückzuführen ist. Schließlich gibt es auch, wie zu jeder Zeit und überall, „wo die Not zu Hause ist“, in DG Dorfkirchen einfachster Art mit Bretterdecken und ohne jede besondere zeitliche Note, denen man ihre Entstehungszeit nicht ohne weiteres ansehen würde, wäre nicht das Baudatum überliefert.

Nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich d. Gr. beginnt eine neue Epoche in der Barockentwicklung sich anzubahnen, wenn auch die Wendung nicht plötzlich erfolgt, sondern sich z. T. noch Jahrzehnte hinzieht. War bis dahin die Stilentwicklung von einer einheitlichen (und zeitverbundenen) Idee getragen und ging auch von einer religiösen Zentrale, der katholischen Kirche aus, so entwickeln sich in der Folgezeit zwei parallel laufende und verschieden geartete Strömungen. Die Protestanten suchen und finden ein eigenes für ihre kultischen Bedürfnisse passendes Kirchenschema; die Katholiken bleiben fast ausnahmslos beim spätbarocken Schema in Aufbau und Durchbildung, das sie aber doch in ihrem Sinne zeitgemäß und ständig abwandeln. Die alte Kulturzentrale Wien mit Prag ist durch die neue Staatsgrenze abgeriegelt, wenn auch ihr Geist zunächst noch weiterlebt. Berlin tritt als neuer Kulturmittelpunkt an ihre Stelle, wird jedoch vorerst nur für die Entwicklung des protestantischen Kultbaues von praktischer Bedeutung. Diese äußerst interessante Weiterentwicklung in DG, die nach der Jahrhundertmitte im wesentlichen ihren Anfang nimmt, mit ihren Ursachen und Erscheinungsformen soll ein eigener Artikel schildern.

Bei der Fülle der – trotz aller Ungunst mancher Zeiten und Verhältnisse – erhaltenen Denkmäler kann das Gesagte natürlich nur ein kurzer Überblick sein und auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Für eine eingehendere Gesamtdarstellung der Geschichte der oberschlesischen Baukunst fehlen auch fast alle Vorarbeiten, sodaß ein solches Arbeitsunternehmen schon aus diesem Grunde äußerst schwierig ist. Als Grundlage aller weitgehenderen Zusammenfassungen von ganzen Zeit- bzw. Stilperioden ist vor allem noch eine Reihe von neuzeitlichen Einzeldarstellungen nötig, die für eine genaue wissenschaftliche Bearbeitung unentbehrlich und unbedingte Voraussetzung sind. Der gegebene kurze Überblick soll die Überzeugung gewinnen lassen, daß in dem Lande, das man gar zu häufig nur im Zusammenhang mit Industrie und Bergbau nannte, auch eine ganze Reihe ansehnlicher Kunstschätze zu finden ist, von denen hier nur die Sakralbauten Erwähnung fanden. Alle diese Bauten verschiedenster Stilepochen verbindet ein gemeinsames Band mit der Heimat; trotz der sich stetig wandelnden Zeit und ihrem Formenwechsel ist ihnen allen der Charakter der Bodenständigkeit aufgedrückt, und trotz aller individuellen Schattierungen prägt sich in allem die deutsche Stammeszugehörigkeit unverkennbar aus. Und alle die mannigfachen Schönheiten und hohen Kulturwerte der oberschlesischen Heimat werden allen Volksgenossen offenbar, die es versuchen, diesen Schöpfungen allüberall da, wo sie ihnen entgegentreten, mit aufnahmebereiten Herzen nachzugehen; es lohnt sich die Mühe! Und für uns Oberschlesier liegen die Schätze so nah! –

## Liebe

Im rubinroten Glas  
Spiegelt sich hold dein Bild!  
Wenn der Becher erklingt,  
Feurigen Blutes voll,  
Steigt aus dem Grund, Geliebte, das Glück  
Deiner lachenden Jugend!

Und wir füllen den Kelch  
Lauchen den Blick hinein,  
Sanft erzittert das Herz:  
Siehe, die Welt versinkt! . . .  
Unenttinnbar sind Schicksal und Tod –  
Ewig bleibt doch die Liebe! . . .

Helmuth Richter

# Wer war Godulla?<sup>1</sup>

Von Paul Franke

Obwohl Godulla zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des oberschlesischen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert gehört, hat sich dennoch die Heimatforschung bislang ziemlich wenig mit ihm befaßt. Zwar das Lebenswerk des Mannes läßt sich an Hand von Urkunden und Akten nahezu lückenlos verfolgen und darstellen; nicht ebenso aber wissen wir Bescheid um seine Herkunft, seinen Bildungs- und Entwicklungsgang.

Es gibt gewiß einiges Schrifttum über Godulla; allein das Wenige, das wir besitzen, ist – abgesehen von Kurpiun, der aber auch nur zum Teil auf dem Boden der Wirklichkeit bleibt – mehr Dichtung als Wahrheit. Faßt man die Darstellungen des vorhandenen Schrifttums zusammen, so ergibt sich für Godullas ersten Lebensabschnitt, also ungefähr bis 1815, folgendes, vom der Sage umwobenes Lebensbild:

Danach ist Karl Godulla als Sohn eines leibeigenen Tagelöhners 1781 in Małoschau bei Preiswitz, Ostoberschlesien, geboren worden. Als der Knabe 11 Jahre alt war, hielt ein schlimmer Gast in Małoschau Einkehr: die Cholera brach aus, die den Knaben seiner Eltern und Geschwister beraubte. Der verwaisste Knabe wanderte nunmehr aus. Nach der einen Lesart zog er zu Verwandten nach Polen, nach einer anderen aber lenkte er seine Schritte nach Westen. Hungernd und frierend kam er schließlich nach Tost, wo er bei einem mitleidigen Gastwirt Unterkunft fand. Der fand Gefallen an dem anstelligen, begabten Knaben und verwandte ihn zu verschiedenen kleinen Diensten. Hier entdeckte ihn Graf Ballestrem, der ihn mitnahm und mit seinen eigenen Kindern zusammen unterrichten ließ. Zum Jüngling herangewachsen, wurde Godulla Förster. Bei einem Zusammenstoß mit Wilderern schwer verletzt, mußte er hinterher seinen Beruf wechseln und wandte sich der Landwirtschaft zu. In seinen Mußestunden befaßte er sich mit chemischen Versuchen und legte den Grund zu seinem Reichtum, indem er vom Grafen Ballestrem eine Halde abkaufte, sie nochmals verhütten ließ, und mit dem dabei gewonnenen Zink einen Reingewinn von 50 000 Taler erzielte. Dann ging es mit Riesenschritten bergauf. So ungefähr lebt Godulla im Gedächtnis der Oberschlesier. Und wie ist die Wirklichkeit?

Im Trauungsbuch von Wieschowa, Kr. Beuthen OS, ist unterm 25. Oktober 1773 folgendes eingetragen: „In allhiefiger Kirche wurde heute getraut der ehrbare Junggeselle und Jägermeister Josephus Godulla aus Małoschau mit der ehrbaren Jungfrau Franziska Hanischin aus Wieschowa. Zeugen waren der Jäger Josephus Borowka aus Zabrze und Stanislaus Czcyrba, Organist in Wieschowa. Der Junggeselle hat 25 Jahre, die Jungfrau hat 20 Jahre.“

Nach dem Taufbuch von Preiswitz, wohin Małoschau eingepfarrt ist, war den Godullaschen Eheleuten am 29. Januar 1775 das erste Kindchen, eine Tochter, ge-

<sup>1</sup> Dieser kurze Bericht will nur ein Beitrag zu Godullas Jugendgeschichte sein, keinesfalls aber ein Lebensbild Godullas bieten.



Ottmachau,  
kath. Pfarrkirche  
erbaut 1690—93



Oberglogau,  
Schloßkapelle  
erbaut 1645—1669  
im 18. Jh. umgestaltet





Zwickau,  
kath. Pfarrkirche  
erbaut 1690—1694



St. Annaberg,  
Kreuzkapelle  
zwischen 1700—1709

boren worden. Ausdrücklich wird die Mutter Franziska, Tochter des Anton Hanisch aus Wieschowa benannt. Paten waren: „Augustus von Werner, des Herrn General-Leutnants von Werner<sup>2</sup> Herr Sohn, Johanna Beata de Ziemieży, Julianna de Ziemieży, des Georg von Ziemieży auf Makoschau Fräulein Tochter.“ Noch drei weitere Töchter wurden geboren; am 8. November findet man eingetragen: „Ist des dasigen herrschaftlichen Waldbereuters Joseph Godulla von seinem Eheweibe Franziska, geborenen Hanisch,<sup>3</sup> heut früh gegen ein Uhr geborenes Söhnlein vom obgedachten Pfarrer getauft und demselben der Name Karl beigelegt worden. Levantes waren: Augustus de Werner, Gr. Excellenz des Herrn General-Leutnants von Werner Herr Sohn, und Augustine Geierin, Kammerjungfer bei Ihro Excellenz der Frau Generalin von Werner.“

Anschließend sei noch die Eintragung im Trauungsbuch vom 26. Juni 1792 angeführt: „Sind von mir obigem nach gewöhnlichen drei Ausbietungen in hiesiger Pfarrkirche getraut worden der ehrbare Junggeselle Herr Augustin Lengsfeld, zur Zeit wohnhaft in Gleiwitz, und eigentümlicher Besitzer eines Freigutes in dem Dorfe Wildowa bei Loslau, eheliblicher Sohn des verstorbenen Herrn Joseph Lengsfeld, Erbherren eines Teiles des Dorfes Tschirne bei Breslau, mit der tugendreichen Jungfrau Marianna, eheliblicher Tochter des Herrn Joseph Godulla, Pächter in Makoschau und Ellguth. In Gegenwart der Herren Ignaz Sechau Gräfl. von Ruusky Wirtschaftsdirektor zu Kiefernstädtel und Herrn Simon Musiol, Schichtmeister zu Halemba und mehrerer vornehmer Zeugen. Er hat 25 Jahre, sie hat 17 Jahre und 5 Monate.“ Damit ist jene Legende widerlegt, die Karl Godulla aus allerärmlichsten Verhältnissen entstammen läßt. Im Gegenteil ist anzunehmen, daß Godullas Eltern doch wohl von einer gewissen Wohlhabenheit gewesen sind. In der Beurkundung seiner Trauung wird Joseph Godulla im Gegensatz zum Trauungszengen Borowka ausdrücklich Jägermeister genannt, und das Preiswitzer Taufbuch nennt als Beruf den des „Waldbereuters“, was beides im heutigen Sprachgebrauch wohl mit Oberförster oder Forstmeister gleichbedeutend ist. (Der Förster im heutigen Sinne trägt im 18. Jahrhundert neben „Jäger“ auch die Bezeichnung Wald- oder Heideläufer). —

Aber auch bei Ablehnung dieser Gedankengänge gewinnt die Annahme, Godullas Eltern seien vermögend gewesen, allergrößte Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß sie in der Lage waren, Güter zu pachten. Ungefähr um 1784 wurde Godullas Vater Pächter von Makoschau und Ellguth-Zabrze. Um jene Zeit nämlich gingen diese Güter in den Besitz des Freiherrn v. Wilczek auf Wieschowa über, der durch seine Frau mit dem Vorbesitzer, v. Ziemieży, verwandt war. Die weite Entfernung vom Hauptgute legte eine Verpachtung der Neuerwerbung nahe. Es mußte aber auch

<sup>2</sup> Dieser General-Leutn. v. Werner stand in Diensten Friedrich d. Gr. und schloß im 71. Jahr. Krieg 1806. Vorbild des Wachtmeisters Paul Werner in Lessings Minna v. B. S. Mitteilungen des Deutscher Geschichts- und Museumsvereins H. 5/6, 1924, S. 31.

<sup>3</sup> Gegen Ende 1790 lebte in Wieschowa ein Lehrer Hanisch; doch steht nicht fest, ob das Godullas Großvater war.

schon in jener Zeit der Pächter eine Kaution legen und die Jahrespacht im Voraus bezahlen. Die hierfür erforderliche Summe wird Joseph Godulla kaum von seinem Einkommen als „Jägermeister“ oder „Waldbereuter“ haben ersparen können; vielmehr wird man unbedenklich ererbtes oder ererbtes Vermögen annehmen dürfen.

Die Pacht der beiden obengenannten Güter nahm im Jahre 1792 ihr Ende, und zwar infolge Ausführung der von der Witwe des Freiherrn von Wilczek beantragten Erbauseinandersetzung,<sup>4</sup> durch die die Güter Makoschau und Ellguth-Jabrze wieder in die Hände eines Ziemieſky zurückkamen. Noch im November des gleichen Jahres verließ die Familie Godulla Makoschau und siedelte nach dem pachtweise erworbenen Klein-Gorzyſ, jetzt Kreis Rybnik, über. Ostern 1792 ging noch Godulla Karl in Preiſwiz zur Erstkommunion; mit ihm trat die gesamte Familie Godulla zum Tische des Herrn. (Preiſwizer Kommunikantenbuch).

Das Jahr darauf, 1793, bezog Godulla das Gymnasium der Zisterzienser zu Rauden<sup>5</sup> und trat in die unterste Klasse, parvifae, ein. Ostern 1798 verließ Godulla die Anstalt, und nun folgen 9 Jahre, von denen vorläufig nicht bekannt ist, wo und wie sie Godulla verbracht hat. Es kann sein, daß er sich auf dem väterlichen Gute oder aber unter Leitung seines Schwagers Lengsfeld der Landwirtschaft widmete, ein Hochschulstudium ist jedoch auch möglich.<sup>6</sup>

1807 endlich taucht Karl Godulla wieder auf. In einem von seiner Hand verfaßten Monatsabschluß für März 1808 erscheint er als Verwalter der Gräfl. Ballestremschen Güter und Industrieunternehmen in Ruda. Der Abschluß erstreckt sich auf Einnahmen und Ausgaben sowohl der Güter Biskupiz, Ruda und Clottogow, als auch verschiedener Gruben und Hochöfen, wie z. B. Brandenburg- und Maximilian-Grube, Hallembaer Hammer, Plawniowizer Frischfeuer usw. Ein besonderer Abschnitt zählt die „Kriegsgaben“ – Lieferungen an die Besatzungstruppen – auf. Unter „Diäten und Botenlohn“ finden wir folgende Eintragung: „Dem Verwalter Godulla Diäten für 1 Tag, so bei Gr. Hochgräfl. Gnaden in Gleiwitz gewesen, und zweimal bei Zusammenkunft der Stände in Beuthen à 10 Silbergroschen = 20 Silbergroschen.“

Es zeugt nicht nur von Godullas außergewöhnlicher Befähigung, sondern, und das noch in weit höherem Maße, von seiner unbestechlichen Rechtschaffenheit, wenn ihm schon mit 27 Jahren ein solch verantwortungsvoller Vertrauensposten übertragen ist. Darum ist wohl auch der angebliche Haldenkauf ins Gebiet der Sage zu verweisen, zum

<sup>4</sup> Grundakten des Gutes Wieschowa, Bd. 1, Grundbuchamt Beuthen-Land.

<sup>5</sup> Lehrer W. Krause / Kofittnik verdanke ich den Hinweis auf das im Pfarrarchiv Rauden befindliche Schülerverzeichnis. W. Krause fand Godulla im Jahresbericht 1891 des Gleiwitzer Gymnasiums erwähnt.

<sup>6</sup> Godullas Vater übernahm später das Gut Gaschowitz, Kr. Rybnik. Dort starben beide Eltern; sie liegen auf dem Friedhof in Lissek. Godulla hatte übrigens noch einen jüngeren Bruder Ernst, der gleichfalls ledig gestorben ist. Förl. Mitteilung von Bergassessor Dr. von Braummühl (Gleiwitz).



mindesten läßt er sich durch nichts belegen. Es widerspräche auch ganz und gar Godullas strengen Grundsätzen; in seiner graden und rechtschaffenen Art hätte er den Grafen Ballestrem über den Zweck des Ankaufes aufgeklärt. Wohl mag er auf den Zinkgehalt der Halden aufmerksam gemacht und zum nochmaligen Einschmelzen geraten haben; denn in der Tat wurden in jener Zeit – zwischen 1810 und 1815 – verschiedene Halden den Zinkhütten zugeführt.

Die oben erwähnte Zugehörigkeit zum Kreistag spricht für Godullas Interesse am öffentlichen Leben, und so ist es durchaus nicht verwunderlich, wenn wir ihn 1813 inmitten der patriotischen Erhebung finden. Als Kommissarius organisiert er einen Teil der Landwehr;<sup>7</sup> er dürfte also schon in den vorangegangenen Jahren Beziehungen zu jener illegalen Landwehr unterhalten haben, wie sie uns Freytag im letzten Teil der Ahnen – auch aus DC – schildert. Da diese – vielleicht als Guts- und Werkswehren gegen die polnischen Aufständischen gegründet – von den Franzosen mit allen Mitteln, oft auch blutig unterdrückt wurden, liegt die Vermutung nahe, daß bei einem derartigen Zusammenstoß Godulla schwer verletzt wurde und zeitweilig ein steifes Bein behielt.

Mit dem Jahre 1815 beginnt Godullas Laufbahn als Industrieller, indem ihm Graf Ballestrem 28 Ruzer der Karls-Zink-Hütte in Ruda übereignet.<sup>8</sup> Godulla stellte sich auf eigene Füße und mit bewundernswerter Umsicht und Tatkraft schuf er ein Unternehmen, das noch heute, nach weit über 100 Jahren, den Stolz Oberschlesiens bildet. Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, das Lebenswerk des Mannes Godulla zu schildern; es ist ja allgemein bekannt. Nur noch einige Fabeleien mögen richtiggestellt sein.

Godulla ist 1848 in Breslau gestorben. Es heißt, er sei vor der Cholera nach Breslau geflohen. Erstlich ist von einer Choleraepidemie in Oberschlesien im Jahre 1848 nichts bekannt; zum anderen aber erbringt der nachstehende Brief<sup>9</sup> den Nachweis, daß Godulla auf einer Geschäftsreise begriffen war und vom Tode überrascht wurde. Als Todesursache steht einwandfrei ein Nierenleiden fest.

Herrn Amtmann Lux

Wohlgeboren

Bujakow  
ex. Nicolai

In meinem letzten Schreiben hatte ich bestimmt, daß Sie Sonntag, den 2ten Juli ex. hierher nach Breslau kommen und Dienstag, den 4ten ejd. wieder retour reisen sollten.

Da ich meine Geschäfte anders arrangiert habe, so werden Sie Sonntag, den 2ten Juli ex. mit dem Eisenbahnzuge, welcher um 9 Uhr 48 Minuten vormittags von Gleiwitz abgeht und um 3 Uhr 30 Minuten in Breslau ankommt, hierher kommen

<sup>7</sup> Stadtarchiv Neuthen, Organisation der Landwehr. 1813.

<sup>8</sup> Festschrift zur goldenen Hochzeits-Feier auf Schloß Roppitz 1908, S. 4.

<sup>9</sup> Im Besitz von Steiger Enger / Neuthen DC.

und Montag, den 3. Juli cr. mit dem Zuge, welcher Nachmittags um 2 Uhr von hier abgeht und um 7 Uhr 30 Minuten Abends in Gleiwitz ankommt, retour fahren.

Treffen Sie hiernach zu Hause die nöthigen Anordnungen und damit die Pferde, welche Sie von Gleiwitz nach Hause bringen werden, gehörig ausruhen, so lassen Sie den Knecht Montag Mittag von Bujakow ausfahren; er kann auf dem Gleiwitzer Bahnhofe so lange warten, bis Sie dort ankommen.

Sobald Sie Sonntag hier auf dem Bahnhofe ankommen, so nehmen Sie sich eine Droschke und fahren in die Stadt ins Gasthaus zur Goldenen Gans, wo ich logiere. Breslau, 28. Juni 1848.

C. Godulla.

Am Abende vor seinem Tode, am 5. Juli 1848,<sup>10</sup> machte Godulla in aller Form sein Testament. Daraus sind zwei Punkte bemerkenswert: 1) den unbekannten Kindern seiner sämlich verstorbenen Geschwister wird eine große Summe ausgesetzt; 2) zur Universalerin wird Johanna Gryczik ernannt. Sollte die Universalerin ohne Leibeserben sterben, so sollte das ganze Vermögen an Godullas Geschwisterkinder fallen.

Die Eltern der kleinen Gryczik hießen Johann und Antonie, geborene Hain,<sup>11</sup> und die immer wieder aufgetischte Legende, als sei die kleine Johanna eine natürliche Tochter Godullas gewesen, muß aufs schärfste zurückgewiesen werden. Zum mindesten auf seinem Sterbebette, bei der Testamentsabfassung, hätte sie Godulla als seine Tochter benannt.

Bald nach Godullas Tode mußte die kleine Millionärin den Fluch des Geldes kennenlernen, indem sie von seiten der Godullaschen Erben allerhand Verfolgungen ausgesetzt war. In allen diesen Drangsalen hat aber die Mutter nie Blutsverwandtschaft ihres Kindes mit den Erben geltend gemacht, obwohl es Zeiten gab, in denen die kleine Johanna unter polizeilichen Schutz gestellt werden mußte und die den Vormund veranlaßten, die junge Erbin bei den Ursulinen in Breslau unterzubringen. — Daß die Universalerin später geadelt und nachmalig Gräfin Schaffgotsch wurde, ist bekannt.

<sup>10</sup> Grundakten des Gutes Schomberg, Bd. II, Grundbuchamt Beuthen-Land.

<sup>11</sup> Alles Weitere auf Grund von Mittheilungen von Bergassessor Dr. v. Braunnmühl, Schaffgotsch'sche Verwaltung, Gleiwitz.

# Karl Kaisig †

Von Robert Kurpiun

Wenige Wochen nach Vollendung seines 60. Lebensjahres ist Oberbibliothekar Karl Kaisig in Gleiwitz am 4. Oktober 1935 nach langer, schwerer Krankheit in aller Stille heimgegangen. Durch sein Leiden, das ihn schon jahrelang an das Bett gefesselt hatte, der Öffentlichkeit entzogen, nahm diese auch nur noch geringen Anteil an dem letzten Gange des Verbliebenen. Und doch hatte er, der mit allen Fasern an seiner obererschlesischen Heimat gehangen, dieser seine Treue bis zum letzten Atemzuge gewahrt. Jede Minute, die sein siecher Leib dem regen Geist noch Raum verstattet hatte, war bis in die Träume hinein ausgefüllt worden von heißen Gedanken der Rückschau auf sein Werk, dessen Ausstrahlungen seine Seele erfüllten auch jetzt, da es nach Jahren erdrückenden Niederganges wieder neu erstanden war und eine blühende Zukunft verhieß. Die Geschichte der deutschen Kultur Oberschlesiens wird die Schöpfung Karl Kaisigs, die obererschlesische Volksbücherei und was mit ihr zusammenhing, in Zukunft besser zu würdigen wissen als es die Verfallzeit der Nachkriegsjahre vermochte.

Karl Kaisig entstammte der Tiefe des obererschlesischen Landvolks. In ihm verwurzelt, blieb er ihm bis zum Tode verbunden. Die Heimat hat seine volle, leidenschaftliche Arbeitskraft verzehrt. Aus deren Ganzheit erwuchs ihre Größe und Bedeutung über Schlesiens Grenzen hinaus. Wie bei vielen begabten Jungen aus schlichten Kreisen reicheten die kargen Mittel des Elternhauses gerade noch hin für die Ausbildung zum Lehrberuf. Die geistigen und seelischen Kräfte des erdgewachsenen Menschen griffen darüber hinaus. Auch hier wuchs der Volksschullehrer zum Volkslehrer, Volkskundler und Volkskämpfer empor. Der junge Dorflehrer schlug bald geistige Brücken von seinen Schülern zu deren Eltern, schritt hinaus über die Grenzen des engen Dorfes in ein Land, das wie kaum ein anderes im Reiche von Gegensätzen und Unausgeglichenheiten des Blutes, der Sprache, Kultur, Konfession, Grenzlage und Wirtschaft beherrscht wird: Oberschlesien. Es ist nicht leicht – und mancher ist daran gestrandet – in dieser Brandung festen Boden unter den Füßen zu gewinnen. Karl Kaisig fand ihn, hatte ihn wohl wie die meisten zweisprachigen Oberschlesier in den blut- und zeitgebundenen Auswirkungen einer vielhundertjährigen Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis mit auf die Welt gebracht: den Standpunkt unbedingter Deutschheit, und aus ihm das unbeirrbare Streben, diesem für ihn natürlichen Entwicklungsgange jede ehrliche Hilfe zu stellen. Nicht daß hierdurch etwa ein Gebot der Treue zum Volkstum gewisser noch ein polnisches Idiom als Hausprache gebrauchender Volksteile angetastet werde, sondern aus der klaren Erkenntnis heraus, daß es sich um die Entscheidung eines in allen seinen Gliedern unentwirrbaren slawogermanisch gemischten Volkes handle, das seinen Weg nicht allein durch die Einflüsse des Blutes und der Sprache bestimme, sondern noch richtungsstärker durch die Prägungen von tausend kulturellen und welt-

anschaulichen Unwägbarkeiten aus den Jahrhunderten deutscher Zugehörigkeit. Karl Raifig – und mit ihm der großen Mehrheit der Oberschlesier – wäre es im Gegenteil als treulos erschienen, jene Werte aus deutscher Art zu vergessen, abzustreifen oder gar zu bekämpfen.

Diese Einstellung, jedem Zwang, jeder Gewalt abhold, lediglich den Strömungen und Entscheidungen des Innern folgend und sie fördernd, baute sich bei Raifig in der Folge zu der festen Idee des Preußentums aus und gewann dadurch über die Grenzen Schlesiens hinaus Bedeutung. Wie sehr diese Idee damals in der Luft lag, geht daraus hervor, daß dieselben Gedanken gleichzeitig und voneinander unabhängig in verschiedenen Köpfen auftauchten. Auch der Verfasser gehörte dazu. Sie unterstellt, daß der gesamte deutsche Osten von einem aus Deutschen, Slawen und Balten seit Jahrhunderten blutgemischten Volke bewohnt wird. Weber aus den Familiennamen, noch aus der Hausprache können Schlüsse auf die restlose Zugehörigkeit zu einem der drei verwandten Stämme gezogen werden. Rückwärts ließ sich das Zeiten- und Blutsrad nicht drehen. Man mußte sich entscheiden. Wie – das hing von der Beantwortung der Frage ab: wo finde ich die höchsten Werte und Vorteile innerlicher, kultureller, staatlicher und wirtschaftlicher Art? Die Antwort war im allgemeinen längst zugunsten des Deutschtums gefallen und hatte ihm bis auf die Randgebiete das Volk zugewandt. Diesen Prozeß zuende zu führen, lag im Zuge der Entwicklung. Ihr im Osten einen festen Boden, einen Namen als Flagge zu geben, erschien zweckmäßig und notwendig. Nichts lag näher, als den Preußennamen zu ergreifen und sich in der Tradition, Geschichte, Leistung und Eigenart des Preußentums, in dem man sich selbst wiederfand, eine sichere Grundlage zum Auf- und Weiterbau zu schaffen.

Wie ernst es Raifig mit dieser Bewegung nahm, geht daraus hervor, daß er als Mann in vorgerückten Jahren noch Vorlesungen über slawische Sprachen an der Universität Breslau belegte und trotz seiner damals schon geschwächten Gesundheit die anstrengenden Dauerfahrten von Gleiwitz nach Breslau nicht scheute. Bezeichnend ist dann, daß er in den Jahren 1910–13 als Ergebnis seine drei dieser Aufklärung dienenden „Ostmarkenbücher“ (Breslau bei Priebatsch) unter dem Verfasseramen „K. F. Preuß“ herausgab. Die Idee des Preußentums wurde der rote Faden in seinem Lebenswerk.

Schon als jungem Lehrer schwebte sie ihm vor und daß gute Bücher besonders berufen seien, sie zu tragen und auszubreiten. So errichtete er, als kaum noch jemand in seiner Umgebung daran dachte, auf eigene Faust für seine Schüler und Dörfler eine bescheidene Bücherei. Die Behörde wurde auf ihn aufmerksam, und es ist das Verdienst des damaligen Leiters der Abteilung für Kirchen- und Schulwesen an der Regierung zu Oppeln, des um Oberschlesien hochverdienten späteren Geheimrats Dr. Rudolf Küster, Karl Raifig aus seiner Einsamkeit heraus zum Aufbau des ober-schlesischen Volksbüchereiwesens herangeholt zu haben. Eine glücklichere Wahl hätte er nicht treffen können. Mit ausgeprägtem Feingefühl für literarische Werte verband sich in dem jungen Bibliothekar sichere Kenntnis von Land und Volk, hervorragende Organisa-

tionskraft, ein klarer, zäher, zielbewußter Wille, eiserner Fleiß, die Fähigkeit, geschickt und in verbindlicher Form zu verhandeln und schließlich ein unversiegbarer Optimismus, der auch bei den herbsten Enttäuschungen und Fehlschlägen, woran sein Leben nicht arm war, immer wieder auf die Beine kam. Wie oft hörte ich ihn, wenn seine Kämpfernatur vor Bangen und Sorgen mitunter nicht mehr aus noch ein wußte, mit freundlichem Lächeln, das ihm so gut stand, die Worte vor sich hinsprechen: „Es ist alles nur halb so schlimm!“ und „Es geht alles vorüber!“ Immer erfüllt von neuen Plänen und Entwürfen, von einer Regsamkeit ohnegleichen, wußte er auch aus den schwierigsten Lagen meist den rettenden Ausgang zu finden, aus Steinen Brot zu machen. — Die gleichen Ansichten, Ziele und Wege der beiden Männer schufen durch ihre fast zwei Jahrzehnte währende gemeinsame und erfolgreiche Arbeit nicht nur das Gefühl unbedingten gegenseitigen Vertrauens, es entwickelte sich darüber hinaus eine wahre Freundschaft, die erst — lange nachdem ein hartes Geschick beide aneinander gerissen und ihr Werk in Frage gestellt hatte — der Tod des Jüngeren löste.

Der Raum verbietet es hier, den praktischen Aufbau und die weitreichende Bedeutung des von Dr. Küster und Karl Kaisig aus dem Nichts geschaffenen obererschlesischen Volksbüchereiwesens eingehend zu würdigen. Ein Netz von Buchausgabestellen, zuletzt mehr als 2000, überzog in wenig Jahren ganz Oberschlesien. Bis in das entfernteste Waldorf dehnte es seine kunstvollen Maschen und brachte in Stand- und Wanderbüchereien jedem Leser das Buch, das er brauchte und das ihn förderte. Sachliche und gewissenhafte Prüfungen und Feststellungen holten die Bücher heraus, die dem Alter, Bildungsgrad, dem Vorwärtstreben und der Eigenart aller Leserstufen entsprachen und dienen konnten.

Ein Verband Oberschlesischer Volksbüchereien, 1903 begründet, faßte unter Vorsitz Dr. Küsters und der Geschäftsführung Karl Kaisigs alles im Gau zusammen, was irgendwie mit Büchereiwesen zu tun hatte. Es wird immer als Muster und Beispiel preußischer Arbeit und Verwaltungskunst gelten, wieviel und mit welcher lächerlich geringen Mitteln auf diesem Gebiete in Oberschlesien geleistet worden ist. Die zahlreichen Mitarbeiter, in erster Reihe Landlehrer, waren ehrenamtlich tätig und setzten wie die beiden Führer aus Liebe zur Sache ihr bestes Können ein. Gerade dadurch entwickelten sich die Volksbüchereien Oberschlesiens so schnell, zweckmäßig, eigenartig und erfolgreich, daß sie in der letzten Vorkriegszeit als musterhaft über die Grenzen des Reiches hinaus gewertet und von zahlreichen Fachleuten aufgesucht wurden. Sie schieden als Freunde und Bewunderer einer Leistung, die sie fern im südöstlichen Grenzzipfel nicht erwartet hatten.

Nachdem Karl Kaisig den äußeren Rahmen der Organisation gespannt und gesichert hatte, ging er daran, dem Bilde die Tiefe zu geben. Die ausgeprägte Sonderart von Land und Volk Oberschlesiens verlangte gebieterisch ein eigenes Schrifttum, gradlinig, bodenständig und so leicht zu verstehen, daß auch der schlichteste zweisprachige Leser es aufnehmen und daraus Freude und Belehrung schöpfen konnte. Es gelang den beiden

Führern, geeignete Kräfte zu finden und sie zu literarischem Schaffen anzuregen, zuerst für die Jugend, dann auch für das spätere Lebensalter. Manche Männer und ihre Werke wären hier lobend zu nennen, Jelitto, Paul Knötel, Sezodrok und andere. Sie trugen deutsches Wesen und Wissen, deutsche Bildung und Gesittung in weite Volkskreise und vertieften den Sinn für Volksverbundenheit zur Volksgemeinschaft. Die Namen und Werke dieser jungen obereschlesischen Literatur stellte Kaisig in seiner Neubearbeitung und Erweiterung des Werkes von Hugo Regel „Oberschlesien in der Dichtung“ (Phönix-Verlag, Berlin 1926) zusammen. Im weiteren Verfolg wurde er der Mitbegründer des Gaues Oberschlesien im Schutzverbände Deutscher Schriftsteller, übernahm selbst ein Vorstandsamt und behielt es bis zur Auflösung des Verbandes. Von Idealismus erfüllt, war sein rühriger Geist ständig auf Fahrt, anzuregen, Entstehendes in richtige Bahnen zu lenken, auszugleichen und es mit seinen reichen Erfahrungen vorwärts zu bringen. Aus eigener Feder flossen in den langen fruchtbaren Jahren zahlreiche literarische, volkskundliche, kulturelle und büchereitechnische Aufsätze, die teils in führenden Blättern, teils als Sonderdrucke oder in den „Mitteilungen“ des Verbandes erschienen. Führende Männer der Volkspolitik und Wissenschaft standen mit Karl Kaisig in lebhaftem Verkehr. Das alles kann hier nur angedeutet werden.

Um dem schriftstellerischen Schaffen auf den Gebieten des obereschlesischen Lebens sichere wissenschaftliche Grundlagen zu bauen, gab er 1927 im Verlage des Verbandes selbst nach jahrelangen Vorarbeiten in Gemeinschaft mit Staatsarchivar Dr. H. Bellée und unter Mitarbeit der Bibliothekarin Lena Vogt einen bisher fehlenden Literaturnachweis „Deutsches Grenzland Oberschlesien“ heraus. Bereits im folgenden Jahre erschien ein Nachtrag dazu. Das zuverlässige Werk wurde mit Beifall begrüßt und trug, wie sein Verlag überhaupt, wesentlich dazu bei, die in weiten Kreisen, namentlich des Westens, verbreitete ungünstige Meinung über Oberschlesien zu bekämpfen. Zusammenfassend darf an dieser Stelle wohl behauptet werden, daß durch die vielseitige und zielbewußte Tätigkeit Karl Kaisigs und Dr. Rudolf Küsters die obereschlesische Literatur aus ihrem Dämmerzustand zu bewußtem Schaffen erweckt und aufgerufen wurde. Es ist mit dem Werke dieser beiden Männer zu danken, daß heute obereschlesische Autoren in der deutschen Dichtung beachtliche Wertung erlangt haben.

Die Lebensaufgabe Kaisigs fügte sich sinnvoll ein in den Kampf Dr. Küsters um die Schaffung, Hebung und Anerkennung der obereschlesischen Volkskultur. Des Heimgegangenen Werk stand in reger Wechselbeziehung zu allem, was an diesem Gesamtziele mitarbeitete: Kirche, Schule, Kunst, Sport und Spiel, allgemeine Volksbildung, Vereins- und Vortragswesen, jede Art Kulturförderung bis ins Wirtschaftliche hinein, sofern es innere Werte berührte. So wurden Karl Kaisig und seine gleichstrebende Gattin die Wiedererwecker und Förderer einer alten deutschen Volkskunst, der Schönwälder Stickerie. Ihre Erzeugnisse, in der Schönwälder Stickerie zu Gleiwitz der Öffentlichkeit angeboten, fanden viel Beifall, doch wirtschaftlich viel zu wenig Absatz. Nicht immer war es leicht, bei der ständig weiter ausgreifenden Gemeinschaftsarbeit





Zuckmantel,  
kath. Pfarrkirche  
1701—1702  
nach einem Brande  
in die heutige Form  
gebracht



Groß-Nimsdorf OS,  
kath. Pfarrkirche 1724





Bildbilder aus „Deutsche Kulturdenkmäler in Oberschlesien“, Georg Reimann, Neustadt

Lindewiese OS, Typ einer unveränderten oberschlesischen Landkirche erbaut 1729–30  
 Tropelowitz, kath. Pfarrkirche



das einheitliche Ziel fest im Auge zu behalten, Meinungsverschiedenheiten und Störungen fortzuräumen. Die gewinnende und verbindliche Persönlichkeit des Verstorbenen, seine Kunst zu überzeugen, vermochten hier vorbildlich zu wirken und gewannen ihm als Menschen zahlreiche Freunde. —

Der Weltkrieg, an dem er wegen eines veralteten Lungenleidens nicht teilnehmen durfte, fand ihn daheim doppelt auf dem Posten. Die Büchereien übernahmen zu den laufenden noch besondere Aufgaben. Kasernen-, Lazarett- und Frontbüchereien wurden errichtet und ausgestattet, das Vortragswesen zur öffentlichen Aufklärung begründet, die Versorgung der Presse mit zeitgemäßen Aufsätzen in die Wege geleitet, die Kriegsliteratur gesichtet und zur Stützung des Widerstandes unter das Volk gebracht. Die Hauptarbeit Kaisigs aber setzte ein und wurde zur Leidenschaft in dem Tagen des Zusammenbruchs. Dort, wo so viele kläglich versagten, bewährte sich trotz zunehmender körperlicher Beschwerden die Standfestigkeit, Willensstärke und Tatkraft des Grenzlandkämpfers vorbildlich. Gleichzeitig mit zweien seiner engsten Mitstreiter lieferte er in Tag- und Nacharbeit unter der Zusammenfassung des früheren Regierungspräsidenten von Schwerin die Darstellung der kulturellen Unterlagen zur Unterrichtung der deutschen Vertreter über die oberschlesische Frage bei den Friedensverhandlungen in Versailles. Mit einem kleinen Häuflein Unverzagter begann er schon Mitte November 1918 gegen die von Osten her drohende Überflutungsgefahr Dämme aufzurichten. In Oppeln stand das Hauptquartier der Abwehrbewegung. Der Öffentlichkeit wurde der Widerstand gegen das heraufziehende Unheil eingehämmert. In rastloser Arbeit gelang es, eine geschlossene deutsche Abwehrorganisation über das bedrohte Land zu werfen. Dieser „Freien Vereinigung zum Schutze Oberschlesiens“ ist es in erster Linie zu verdanken, daß es überhaupt zu einer Abstimmung über das Land kam, daß es uns nicht einfach durch Machtspruch oder Gewalt entrisen wurde. Nur wer selbst in jenen schwersten Tagen an dem brodelnden Kessel in Oppeln mitgerührt hat, weiß, welch heiße, kräfteverzehrende Arbeit hier aufgebracht werden mußte. Ihr aktiver Antrieb ging in hohem Maße von Karl Kaisig aus. Als Eingeborener, ausgestattet mit genauer Kenntnis über Land und Volk und durch seine Büchereiorganisation, die er sofort restlos in den Dienst der Bewegung stellte, war er besonders dazu berufen. Geheimrat Küster hatte bereits, als den Machthabern verhaßt, seinen Posten als Leiter der kulturellen Wohlfahrtspflege in Oberschlesien verlassen müssen. So übernahm Karl Kaisig selbständig die volle Verantwortung für alles, was folgte.

Der deutsche Widerstand wuchs zusehends, rüttelte die Verzagten auf, sammelte immer mehr Bekenner und Mitstreiter und ließ für den Ausgang der Abstimmung das Beste erhoffen. Daß das Ende so schwer enttäuschte und eine Zerreißung des durch Jahrhunderte verwachsenen Landes herbeiführte, lag nicht an dem mangelnden Willen der Bevölkerung, sondern in dem Unrecht und der Gewalt, die man ihm von außer her aufzwang. Auch dieser niederwerfende Schlag vermochte den Mut und die Tatkraft Kaisigs nicht zu lähmen. Kaum traten die ersten Andeutungen der Abreißung oberschlesischer Ge-

bietsteile auf, so traf er seine Maßnahmen und wußte trotz des Zusammenbruchs Mittel aufzutreiben, um die Büchereien der verlorengehenden Bezirke für den Kampf um ihre deutsche Zukunft mit allem Nötigen auszustatten. Die Bibliotheken, durch den Abstimmungskampf vielfach beschädigt, teilweise zerstört, wurden neu aufgewältigt, geordnet und reichlich ausgestattet. Es sollte ihnen an nichts fehlen. Den Vorsitz des für Ostoberschlesien als selbständig abgezweigten Deutschen Volksbüchereiverbandes übernahm der Verfasser, die fachmäßige Betreuung der nach Kattowitz übersiedelnde bisherige erste Mitarbeiter Raifsig, Dr. Wilhelm Schuster, zur Zeit Direktor an der Staatsbibliothek in Berlin. Der unseren Volksgenossen in Ostoberschlesien heute noch reichen Segen spendende Tochterverband lag Karl Raifsig stets besonders am Herzen. Gegen den alten, westoberschlesischen Verband war schon vorher unter der neuen politischen Herrschaft ein heftiger Kampf entbrannt. Der aufrechte, selbständige Charakter des Heimgegangenen lehnte es ab, umzufallen und sich den neuen Machthabern willens zu fügen. Dafür ward er von ihnen abgelehnt und Schritt um Schritt zurückgedrängt, bis er zuletzt nach tragischem Verbluten unterliegen mußte. Obgleich Katholik, hatte er nie in den Reihen ultramontaner Politik gestanden. Das war jetzt eine Todesünde. Weltanschaulich vertrat er den Standpunkt, daß Volksbüchereien eine rein nationale Angelegenheit der gesamten Volksgemeinschaft seien und niemals, namentlich in Grenzkampfgebieten, auseinander gerissen werden dürften. Die Novemberregierung forderte das Gegenteil: nach Bekenntnis, Weltanschauung und Parteipolitik getrennte Kulturpflege. Raifsig, von nationalen Kreisen unterstützt, gab nicht nach. Die Regierung zog ihre bisherigen Staatszuschüsse zurück und errichtete eine Gegenorganisation amtlichen Charakters. Raifsig kämpfte weiter. Die Beschaffung der nötigen Mittel wurde zur Lebensfrage des Verbandes. Not machte erfinderisch. Denkschriften gingen in das Reich hinaus; Sammlungen wurden durchgeführt und brachten anfänglich Erfolg. Wertvolle Beziehungen von früher her versagten nicht. Dr. von Stoephasius von der Industrie- und Handelskammer in Oppeln, die 1918 den ersten Widerstand gegen den Überfall auf Oberschlesien finanziert hatte, Bergassessor Pyrkosch vom Berg- und Hüttenmännischen Verein in Gleiwitz, Geheimrat Sigismund von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaften, der mutige damalige Vorsitzende des Verbandes, Schulrat Dr. Rzesnizki, nebst andern unbedingt nationalen Persönlichkeiten standen dem wackeren Kämpfer mit Rat und Tat treu zur Seite. Dennoch war der Ausgang des Ringens nicht zweifelhaft. Der Verband, zum mindesten sein Geschäftsführer, mußte verschwinden!

Inflation und Wirtschaftsniedergang steigerten die Not um die erforderlichen Mittel. Die Tätigkeit des Verbandes mußte eingeschränkt werden. Karl Raifsig, bisher hauptamtlicher Oberbibliothekar, verzichtete 1924 auf diesen Posten und arbeitete ehrenamtlich weiter, um den Verband zu halten. Die Fühlung mit der Regierung ging ganz verloren und erschöpfte sich in heftigen Auseinandersetzungen um das Bestehen des Verbandes. Seine Einrichtungen und Bücherbestände mußten gegen Versuche fremden

Zugriffs verteidigt werden. Die Krankheit des Geschäftsführers wuchs und verzehrte seine Kräfte und das geringe Vermögen. Ein Ruhegehalt für ihn und seine erst in vorgerückten Jahren begründete Familie bestand nicht. Not und Hunger klopften an die Pforte und warfen den ermatteten Widerstand nach schwerstem seelischem Kampfe nieder. Das Ziel war erreicht. Gegen das staatliche Angebot einer sehr knappen Pension, wobei nur die wenigen Jahre im Schulamt angerechnet, weitere Zusagen nicht eingelöst wurden, sah sich Karl Raifig gezwungen, im Jahre 1928 von seinem Amte ganz zurückzutreten. Nur eine Genugtuung blieb: der Verband Oberschlesischer Volksbüchereien, 1903 vom Staate begründet, 1918 von ihm im Stich gelassen, löste sich nicht auf, sondern fand als „Eingetragener Verein“ in dem langjährigen Mitarbeiter Raifigs, Stadtbüchereidirektor Dr. Horstmann in Gleiwitz, einen gleichgesinnten Betreuer. Die letzten Lebensjahre des nunmehr Entschlafenen verzehrten sich in schwerem Siechtum, in Resignation und verständlicher Verbitterung über Zeit und Ausgang, in banger Sorge um die Zukunft seiner jungen Familie, die er ungesichert zurücklassen mußte. Nur selten, wie bei der Errichtung des Dritten Reiches, brach der alte Optimismus noch einmal flackernd durch. Wie gern hätte das heiße deutsche Herz auf dem lang-ersehnten neuen Wege mit vorwärts gedrängt! Seine Zeit war vollendet, sein Werk erfüllt. Doch – unter dieser Lebensrechnung fehlt noch der erlösende Schlußstrich des gerechten Ausgleichs. –

Ein ehrlicher, entschlossener Kämpfer für sein heißgeliebtes Oberschlesien, dem deutschen Osten und unser gesamtes Volk ist mit Karl Raifig heimgegangen. Seine großen Verdienste um die Kultur und das deutsche Wesen seiner Heimat sind unbestritten und sichern ihm in ihrer Geschichte den Dank der Nachfahren und ein bleibendes Gedächtnis.

## Oft sind die Abende voll Bangigkeit

Oft sind die Abende voll Bangigkeit,  
wenn schwer des Tages letzte Stunden schlagen;  
und alles gleitet, was sie an sich tragen  
als das Gewand der bunten Zeit.

Dann schauen uns die Dinge seltsam an.  
Sie wissen mehr von uns, als wir gesehen  
und haben unser Tun am Tag gesehen  
und sahen, was wir nicht getan.

Grau in den Ecken schweigt die Einsamkeit  
und wartet auf ein Wort, das nicht gesprochen,  
ein Lächeln, das im Werden schon zerbrochen –  
Oft ist der Abend voller Bangigkeit. –

Luisa Meineck-Grull

# Hugo Regel

Ein vergessener oberschlesischer Dichter

Von Max Kreger

Hugo Regel ist heute ziemlich vergessen, es sei denn, man erinnerte sich seiner noch als Herausgeber der im Verlage von C. Givvinna in Kattowitz erst nach seinem Tode erschienenen Anthologie „Oberschlesien in der Dichtung“ (neu bearbeitet von Karl Kaisig, zur Ausgabe gelangt 1926 im Phönix-Verlag Carl Givvinna, Berlin), aber es muß hier vorweg bemerkt werden, daß in beiden Ausgaben wenig zu spüren ist von dem, was Regel in reiner Lyrik geschaffen hat, was wohl damit zusammenhängt, daß man, dem Titel der Anthologie entsprechend, in erster Linie das rein Bodenständige in den Beiträgen berücksichtigen wollte. Aber das Schaffen eines Dichters ist unbegrenzt, und es gehört zu seinem Wesen, seine Produkte nicht in Arten eingeteilt zu sehen, damit man ihn so, eingezwängt in einen spanischen Stiefel, bloß als „Grenzdichter“ hinstelle. Ein oberschlesischer Dichter bleibt ein solcher, auch wenn er seinen Stoff weitab seiner Heimat wählt, aus dem er vielleicht etwas Größeres formt, als ihm sein Wiegenland gegeben hätte . . .

Ich lernte Hugo Regel persönlich Ende der siebziger Jahre in der Redaktion der längst eingegangenen „Berliner Bürgerzeitung“ kennen, an der der Kunstkritiker und Literaturhistoriker Otto von Leigner Leiter des Feuilletons war und meine ersten Novellen und Erzählungen, denen später mein erster Roman folgte, zum Abdruck brachte. Oberschlesier und Posenen fanden sich bald zusammen, umso mehr, als wir beide von den gleichen sozialen Empfindungen getragen wurden. Der Dichterlockenkopf mit dem versonnenen, beinahe träumerisch zu nennenden Wesen war das Gegenteil zu meiner Lebhaftigkeit, was Wunder also, daß wir gut miteinander auskamen. Eines Abends, in einer stillen Kneipenecke, zog er ein schmales Bändchen mit Goldschnitt aus der Rocktasche und bat mich mit geröteten Wangen, es „bei Gelegenheit“ zu lesen. Es war sein Erstlingswerk, das im Buchhandel erschienen war, und nannte sich „Gegen den Strom“, Gedichte von Hartwig Köhler, – nach seinem damaligen Pseudonym (das nur in der ersten Auflage zu finden ist). Ich hatte einige glänzende Kritiken darüber gelesen, ohne es selbst zu kennen. Nun staunte ich, verstand vor allem, weshalb er gerade diesen Titel gewählt hatte, der symbolisch seinen Weg ins poetische Neuland andeuten sollte. Das klang von Eisen und Erz, von Hammer und Ambos, kraftvoll und sprühend, und dann weiter von Liebe, Leid und Treue, von Hoffnung auf Erlösung aus engem Lebensbann, anklägerisch, in rein lyrischen Strophen ein Dichterherz ausschüttend, um andere dadurch aufzurütteln. Manchmal in zarter Pastellmalerei, verwischt in hingehaucht-durchsichtigen Farben, wie Liebessehnsucht es will, dann aber wieder scharfumrissen und trotzig, den sicher treffenden Pfeil des echten Dichters auf die Welt gerichtet, den Bogen von verhaltener Satire gespannt. Ein Bändchen von nur 113 Seiten und doch reicher an Gedanken und poetischer Gestaltung als dickbändige Wälzer damaliger Zeit mit Reim-

geklingel für die gute Stube. Es dient nicht dem Inhalt dieses Artikels, lange Gedichte als Geistesproben dieses Könners folgen zu lassen, sie werden an anderer Stelle der Zeitschrift abgedruckt. Außer ihnen möchte ich nur noch „Verfehltes Leben“, „Sodom“, „Ein Polengrab“, „Des Hirten Heimgang“ und „Laß jeden tun, was jeder will“ besonders hervorheben. Das alles sind tiefe Gefühlsäußerungen eines ganzen Poeten, der die Form meisterhaft beherrscht. Manche Gedichte sind intimer Natur, auf eigene Herzenserlebnisse eingestellt, enthalten jedoch so viel Allgemeingut, daß sie jeden Leser befriedigen müssen.

Der machtvoll erschallende „Gruß an Oberschlesien“ ist aus der oben erwähnten Anthologie bekannt. Daß der Neuherausgeber dem immer zeitlosen Eisenklang „Am Ambos“ nicht Aufnahme gewährte, ist vielleicht damit zu entschuldigen, daß er die Gedichte „Gegen den Strom“ nicht vor sich hatte; daß er aber den herrlichen, von echt nationaler Gesinnung getragenen Weckruf „Den Lehrern Oberschlesiens“, der in der ersten Ausgabe enthalten ist, fortlassen konnte, ist mir ein Rätsel, um so mehr, als in der doch von Regel geschaffenen Anthologie im ganzen nur drei Gedichte von ihm enthalten sind, wobei doch die ganze Auswahl sonst sehr weitherzig getroffen worden ist.

Klingt es nicht wie aus unserer Zeit geboren, wenn Regel an die Lehrer seiner Heimat dichtet?:

„Ich weiß euch eine treu erprobte Schar! –  
Nach Sämannsart, so schreitet sie durchs Land,  
Jahraus, jahrein in heißem Tagesmühn,  
Und Samen streut sie, unvergänglichen  
In Kindesherzen hoffnungsfreudig aus!  
Denn unsre Jugend, unsre Kinderwelt,  
Sie ist der Menschheit fruchtbar Saatgefilde  
Für edlere und verheißungsvollen Trieb.“ . . .

Man setze statt „der Menschheit“ die Worte „des Reiches“, und man hätte in dem Zitierten einen Programmteil der neuen Jugenderfüllungspolitik im Dritten Reich. Dichter sind eben immer seherisch.

Keine Lyrik ist für mich der Ausdruck auch musikalischen Empfindens, was sich schon aus der Klangfülle des Wortlautes und besonders des Reimes ergibt oder doch sich ergeben sollte. Sie darf nichts Gesuchtes und nichts Gefünsteltes enthalten, vielmehr, wie jede wahre Kunst, aus einem Guß fließen und Vollendetes bieten. Sie muß da sein und nicht erst kommen. Stofflich hat die Lyrik die Aufgabe zu erfüllen, in gedrängter Form in wenigen Versen einen inneren und äußeren Vorgang, selbst ein ganzes Menschen-schicksal in erlebte Plastik umzusetzen und zwar so, daß die Anschaulichkeit auch dem naiven Menschen sich tief im Gemüt offenbart.

Und nun lese man, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, das folgende Gedicht Regels:

Blätter im Winde

Zur Erde gestreute Blüten,  
Verwehte Blätter im Wind,  
Sie kann der Stamm nicht behüten,  
Dem sie entsprossen sind. —

Ein Leben, wenn es verloren,  
Hält Vater und Mutter nicht mehr,  
Zum Spiel der Dämonen erkoren,  
So wirbelt und treibt es umher.

-----

Zur Erde gestreute Blüten,  
Verwehte Blätter im Wind,  
Sie kann der Stamm nicht behüten,  
Dem sie entsprossen sind.

Hier verbinden sich Ausdruck und Inhalt in knappester Form zur lyrischen Gestaltung eines Menschendaseins, ähnlich wie in Anastasius Grüns „Das Blatt im Buche“ oder in Theodor Storms herrlichem „Loose“, wo gleichfalls Jahre überbrückt werden, um poetisch den Extrakt aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu ziehen. Ich habe, um meinem Freunde zu dienen, diese Strophen meinem in vielen tausenden Exemplaren verbreiteten Roman „Die Verkommenen“ als Eingedicht vorangestellt, und in so mancher Zuschrift an mich kam auch die Frage nach dem Dichter. . . .

Hugo Regel ist am 27. Dezember 1852 in Balenze bei Rattowis geboren, wo sein Vater Wirtschaftsinspektor im gleichnamigen Schloß war. Dann siedelten die Eltern nach Clupna bei Myslowis über, historisch geworden durch die Abenteuer des ritterlichen Fürsten Culkowski. Regel hat die ganze Romantik dieses damaligen äußersten Landzipfels der preussischen Monarchie in dem Buche „Drei-Kaiser-Ecke“ (neuaufgelegt im Phönix-Verlag, Gwinna, Berlin) festgehalten. Von dieser Romantik konnte er sich nie ganz losreißen, weil Jugendeindrücke am tiefsten haften bleiben. Auch als er, das Gymnasium in Rattowis hinter sich, aufs Technikum ging und dann, den Hammer in der Hand, praktisch arbeitend, nur Eisen, Maschinen und Schlots in Dampf und Qualm um sich sah, blieb er der Träumer mit Sehnsucht nach anderen Zielen, und dieser Sehnsucht Gipfel blieb vorläufig das erreichte Journalistentum, das mit einem Redaktionsposten an der „Rattowiger Zeitung“ begann, dem dann die Zeit eines ungebundenen Dichterlebens in Berlin folgte, sozusagen „auf Wartezeit“, bis die Muse mit dem goldenen Füllhorn erscheinen würde. Die Frucht dieses zigennernden Poetentums war die Herausgabe eines „Arbeiterkalenders“ ohne politische Tendenz, zu dem auch ich eine Novelle beisteuerte. Aber Regel war zu sehr unpraktischer Poet, als daß diese Gründung florieren konnte. Der Kalender ist, wenn ich mich nicht irre, über den ersten Jahrgang nicht hinausgekommen. Hier, in Berlin, verband Regel

auch innige Freundschaft mit seinem Landsmann, dem später als Porträt- und Genremaler bekannt gewordenen Maler Max Ring (nicht zu verwechseln mit dem damals schon bejahrten Romanschriftsteller gleichen Namens, der, von Beruf eigentlich Arzt, auch aus Schlesien stammte). Mit Max Ring, der noch die Akademie besuchte, wohnte Regel zusammen, und der wohlhabende Freund unterstützte ihn nach Kräften. Inzwischen hatte Regel auf ein Jahr lang eine neue Etappe in Greiz bezogen, wo er als Redakteur der „Greizer Zeitung“ sein Herz an die Tochter des Hofphotographen Fritz verlor (und sie das ihrige an ihn). Zwar konnte man hier mit einer Variation des bekannten Wortes sagen: „Er war Dichter und sie hatte mehr“, jedoch gab es trotzdem oder vielmehr deswegen Kämpfe um das Liebesglück, denn Papa Fritz hätte am liebsten einen schon als Hofphotographen geborenen Schwiegersohn als neues Familienglied aufgenommen. Jedoch blieb die energische Marie dem Auserkorenen treu, umsomehr, als der junge Lyriker nun mit Stolz beweisen konnte, daß seine Gedichte „Gegen den Strom“ in kurzer Zeit es bis zur dritten Auflage gebracht hatten, was damals als ein unerhörtes Ereignis auf dem Gebiete dieser Art Literatur zu bezeichnen war. Nachdem der Dichter seine „Niez“ geheiratet hatte, siedelte er nach Altenburg über und zwar gleich als Besitzer der „Altenburger Landeszeitung“, wozu ihm der Schwiegervater die Mittel gegeben hatte. Zehn lange Jahre ruhte hier Regel auf seinen Lorbeeren aus, ich muß sagen: leider, denn er produzierte hier außer einigen sentimentalen Einaktern, Nichtigkeiten, die kaum der Rede wert sind, fast gar nichts von Bedeutung. Seine „Reformationsbilder“, Gedichte markigen Inhalts (später bei Neclam in Leipzig erschienen), waren unter seinem Pseudonym Hartwig Köhler bereits früher entstanden und kamen als glänzende Umrahmung von gut gestellten Bildern zuerst zur Lutherfeier im November 1883 in der Tonhalle in Berlin mit großem Erfolge zur Aufführung, gingen dann auch über verschiedene andere Bühnen. (Es ist mir unerklärlich, weshalb man diese laut und weithin schallenden tiefgehenden Bekenntnisse voll schönstem Rhythmus bei ähnlicher Gelegenheit nicht wieder hervorgeholt hat!) In Altenburg besuchte ich Regel mehrfach. Er erschien mir etwas verphilistert, was wohl mit der Klein-Residenz und der damit verbundenen höfischen Umwelt zusammenhing. Hier saßen die Herren mit schwarzen und braunen Glacehandschuhen im Hoftheater, und der Dichter Regel wurde durch die Anrede „Herr Redakteur“ ausgezeichnet, was dem Standesbewußtsein mehr entsprach als der göttlichen Vertrautheit mit den Mäusen. Überhaupt wurde jede Frau mit dem Titel ihres Gatten angeredet, und wenn es „Frau Obersekretär“ oder „Frau Kassenrendant“ war. Der Freiheitskämpfer Regel mußte mitmachen, unter uns aber amüsierte er sich darüber und rächte sich hintenrum, so zum Beispiel, als er mir eine photographische Aufnahme von Greiz mit dem Vers dedizierte: „Der Fürst Reuß ältere Linie, – Der hat ein herrlich Reich, – Ein Duzend Promenaden – Und einen Schwanenteich.“ Oder wenn er auf einer anderen Photographie, die einen Schienensrang zeigte, den Ausspruch des Fürsten



Heinrich XX. von Reuß ältere Linie verewigte: „So eine Eisenbahn muß ich in meinem Lande haben, und wenn sie tausend Taler kosten sollte.“ Köstlich!

1893 gelang es Regel, seine Zeitung zu verkaufen, und so siedelte er nach Berlin über, und nun, ledig aller Redaktionsorgen, ließ er seinen Groll über die (seiner Meinung nach) verpaßten Jahre in der Kleinstadt in seinem letzten und zugleich reifsten Werk, dem Gedicht-Cyklus „Verlorenes Leben“ in vollkommen abgeklärter Poesie gewissermaßen explodieren, denn, obwohl ihn der Stoff schon lange beschäftigt hatte, enthält das rein lyrische Opus Teile, die auf das vertraute Dasein zwischen engen Gassen und alltäglichen Menschen mit überlegener Satire hinweisen. Hier ist ein Menschenleben sprunghaft, durch alle Bedrängnisse des Lebens, im Wechsel der Jahre, von Minne und heißer austobender Leidenschaft getragen, in ergreifenden Klängen zur Enthüllung gekommen, aus einem rauschenden Guß geflossen und zu Regels schönstem Gebilde geworden. Das Buch ist 1894 bei Pierson in Dresden erschienen, und kein anderer als der große Ibsendarsteller Emanuel Reicher brachte den Cyklus auf meine Anregung hin im großen Saal des „Kaiserhof“ vor einem zahlreich erschienenen und ergriffen lauschenden Publikum zum Vortrag. Regel konnte sich dieses Erfolges nicht lange erfreuen. „Verlorenes Leben“ war sein Schwanengesang. Ein Herzleiden stellte sich bei ihm ein, das ihn langsam dahinsiechen ließ. Auf Besserung hoffend, nahm ihn seine unerschütterlich um ihn besorgte treue Lebensgefährtin mit nach ihrer Heimat Greiz. Hier starb er in ihren Armen am 25. August 1895, — der erst 43jährige, den der sicher nicht unbedeutende Julius Otto Bierbaum als „Herold der neuen deutschen Lyrik“ gepriesen hatte. —

Hugo Regels Gedichte sind vielfach vertont worden, u. a. von Graben-Hoffmann, Neßler, Friedrich Hofmann usw. Seine „Waldschenke“ wird heute noch im Rundfunk gesungen. Die Gedichtbände sind im Buchhandel völlig vergriffen und auch sonst kaum zu haben. Ich besitze sie sämtlich. Die Schutzfrist ist vorüber, die Bücher wären also „frei“. Zu einem Bande vereint, würde es sich lohnen, sie neu aufzulegen, weil sie inhalteich immer noch zeitgemäß sind, wie wirkliche Poesie ja unvergänglich ist. Sollte ein Verlag sich dafür interessieren, so wäre ich gerne bereit, die Exemplare zur Verfügung zu stellen und eventuell ein Vorwort zu schreiben. Im Nachlaß des Dichters befinden sich noch wertvolle ungedruckte Gedichte, die als Ergänzung des Bandes dienen könnten. Die Witwe Regels würde über die Hergabe mit sich reden lassen.

# Gedichte von Hugo Regel

## Die engen Gassen

Die engen Gassen,  
Das schlechte Pflaster,  
Die öden Menschen –  
Ihr freundlich-Getue,  
Ihr ewiges Grüßen,  
Wie widerst das alles  
Mich an in der Seele.

Mir ist es, als lastete  
Berghoch es auf mir,  
Als müßte ich schreien  
Nach Luft und Erlösung  
O diese Enge,  
O diese Schwüle  
Erdrückend, erstickend!

Mir ist's, als verdorrte  
Mein Hirn vor Erschlaffung,  
Als ob ich verlernte  
Wie Menschen zu denken –  
So lähmend die Mienen,  
So lähmend und geistlos  
Ihr Stammtisch-Gewäsche.

O Luft und Erlösung, –  
Aus diesen Mauern,  
Aus dieser Gesellschaft!  
Sie mordet, sie tötet  
An Leib mich und Seele –  
O Luft und Erlösung,  
Fort muß ich, – weiter!

## Wilde Rosen

Bei euch, ihr Rosen, vom Wege weit  
Erblickt in Nacht und Verborgenheit –  
Wilde, flatternde Rosen, –

Hoch auf dem Felsen, umweht vom Wind,  
Wo weder Veilchen noch Lilien sind,  
Hoch oben zwischen den Moosen, –

Wohin keine Straße des Tages staubt,  
Dort möcht' ich betten mein müdes Haupt,  
Ruh'n von feindlichen Rosen, –

Ganz versunken in Schlaf und Traum  
Möcht' ich vergessen Zeit und Raum –  
Wilde, flatternde Rosen!

Die Gedichte „Die engen Gassen“ und „Wilde Rosen“ stammen aus dem Gedichtzyklus „Verlorenes Leben“. Modernes lyrisches Epos. E. Piersons Verlag, Dresden, 1895.

# Die Flucht vor den Wölfen

Von Johann Peter Neck

„Es haben in den Oppeln'schen Forsten eine Menge Bären, Wölfe und Luchse sich eingefunden und tim Euer Majestät Untertanen Vieh gar großen Schaden an.“

Breslauer Kammer im Jahre 1743.

In alt-schlesischer Zeit, da die Wildschweine grunzend dem Jäger nur so vor die Flinte liefen und auch noch der braune Bär und besonders der Wolf und der Luchs in den tiefen Bruchwäldern am rechten Oberlauf keine Seltenheit waren, fuhr eines verspäteten Wintertages der Robotbauer Nikodem Burda in die früh anbrechende Abenddämmerung. Eine grimme Kälte verkrustete noch die Erde, obwohl es schon auf den Frühling ging, der Schlitten spurte sich fast ohne Eindruck in die weiße unendliche Decke des fußhohen Schnees. Es knirschte und knisterte unter den Holzfüßen, die flimmernde Fläche ringsum war wie lauter gefrorenes Licht, das im kalten Glanze der untergehenden Sonne zerstäubte. Die Pferde schnaubten und dampften im eigenen Atem und brauchten nicht angetrieben zu werden, sie legten sich eifrig ins Gespann, denn sie witterten Stallwärme und Futter, und „Brunka“, die Stute, wußte den Heimweg genau wie Burda, der bis dahin schweigsam im Stroh saß, die „Pudlowka“<sup>1</sup> über die Ohren gestülpt, mit verschwommenem, blinzelndem Blick. Zusammengekauert und pelzverhüllt dachte er nach und faßte von ungefähr nach dem Beutel. Befühlte die Taler und schmunzelte unter dem frostbereiften Bart. Ein Schlauberger, der alte Nikodem, er hatte im Marktflecken etliches Vorstenvieh und Geflügel verhandelt, kein schlechtes Geschäft gemacht mit dem Schimmeltausch, alles gut und der Reihe nach besorgt, und auch dem Franeß, dem mitgeführten Jüngsten, einen Kommunionssatz verpassen lassen, um danach und endlich sich selbst in der Fuhrmannsdestille mehrere Kornschnäpse einzuberleiben. Pieronie, schmeckt dobre nach Rischka und Surkenwasser, auf Harineß mit Pellkartoffeln und dem ewigen Zur!<sup>2</sup> Und lustig schwang Burda die Peitsche. Knallte sie um die steifen Ohren der Pferde. Hüthottete und schnalzte mit bartverdecktem Munde und piffte, wenn er die Pfeife aus dem Munde nahm, gelaunt wie noch nie. Und puffte den Franeß – heh! – mit dem Peitschenstiel, gutmütig, und weckte ihn redselig auf. Was brauchte der kleine Parobeß zu schlafen? War ja nicht gut so ein Schlaf vor der Zeit. Und Franeß sah in das gligernde Licht, das ihn blendete, blaß war sein rundes Gesicht, er murmelte gequält wie im Traum, und in den großen Augen war Angst. „Die Mora!“ dachte der Vater, rüttelte kräftig den Knaben und bekrenzte ihm die Stirn. Und suchte ihn zu ermuntern mit allerlei Späßen, mit lustigen Kirmesgeschichten, aber auch mit den ernsten, phantastisch aufgeputzten Erzählungen

<sup>1</sup> Pelzmütze.

<sup>2</sup> dobre = gut, Rischka = Dickmild, Harineß = Hering, Zur = Gericht aus Sauerteig und Kraut.

von Heilquellen und wundertätigen Heiligenbildern, der Wallfahrt zum Sankt Anna-berg oder gar durch die unermesslichen Wälder nach der Jasna Gora zur Schwarzen Madonna von Czestochau. Wohin den Franizek als Kind die Mutter getragen habe, damals, als der uralte Schäfer Jan noch lebte, der trotz seiner berühmten Heilkundigkeit auch nicht mehr zu helfen gewußt.

Doch Franek hatte von alledem keine Erinnerung mehr, auch fesselte ihn nicht mehr das oftmals Gehörte, er lauschte zurück in den Winterwald, der wie ausgestorben und voll drohender Stummheit war. Es dunkelte rasch, und zu beiden Seiten des Waldweges ragten steil auf die schwarzen Säulen der Kiefern und Fichten, und Finsternis stieg aus der Tiefe und wuchs in das ungeheure Gewölbe der Nacht. Und Burda verstummte, nicht so sehr von der großen Stille wie von der Erkenntnis bedrückt, daß sein Heimweg noch weit sei und mit der Ferne des Weges die Gefahr, von wegelagernden Banditen überfallen zu werden, fast spürbar nahegerückt war. Gerade ging in den Spinnstuben und beim Federnschleifen die Rede von allerlei Räubergesindel und gefürchteten Schnapphähnen, die gottlos genug seien, nicht abzuschrecken selbst vor einem Mord, wenn ein prallgefüllter Talersack lockte.

So sehr geriet er in Angst um sein Geld, daß er garnicht besonders erschrak, als jäh in die Stille der langgedehnte Ruf eines anderen Räubers vernehmbar wurde und Franek hell aufschrie: „Wölfe – Satulka – die Wölfe!“ Und sonderbar, in diesem Augenblick empfand es der Bauer beinahe als Erleichterung, daß es „nur Wölfe“ waren. Gleichzeitig aber begriff er, es ginge vielleicht um mehr als nur um die Habe, und bleischwer fuhr es ihm in die Kniekehlen hinab. Und wieder jaulte es auf, ein zweiter Wolf und ein dritter fiel ein, und näher kam das Geheul.

Da hieb Nikodem Burda auf die Pferde ein.

Er kannte die hungrigen Bestien, die winters in großen Rudeln von den Karpathen in die heimischen Wälder herüberwechselten, sie witterten Beute, der Wind trieb auf sie zu, und sie würden von ihrer Verfolgung nicht ablassen, bis sie entweder das Opfer erreicht und zerfleischt hätten, oder selber zur Strecke gebracht würden oder Widerstand fänden durch irgendeinen natürlichen Schutz. Der erste Schreck war abgefallen von Burda, eine überwache Willensanspannung straffte den Mann, der mit der Rechten die Leine, mit der linken Hand den zitternden Zungen festklammerte, breitbeinig stehend auf seinem Schlitten, der durch Furten, Wildschneisen und Lichtungen schlenđerte und immer wieder im Dickicht des dunklen Gehölzes verschwand. Der Wald widerhallte vom Heulen der nahenden Meute, lauter noch und durchdringender, es glimmte von Augen, den wölfischen Lichtern, die ständig sich mehrten und wie ein Schwarm von Leuchtflätern die Nacht illuminierten. Vielleicht – was sie so unwahrscheinlich vielfältigte – waren es auch die Funken, die vor Burdas Augen aufsprühten, als ein niederhängender Ast gegen seine Stirn prallte und ihn beinahe vom Schlitten riß. Er empfand keinen Schmerz und merkte auch nicht, wie ihm Blut übers Gesicht rann,

nur einige Flüche verzischten durch die zusammengeknirschten Zähne, und weiter ging die rasende Fahrt.

Aber von Sekunde zu Sekunde verringerte sich die Entfernung zwischen den Wölfen und dem Gespann. Burda sah ein, es gab kein Entrinnen mehr. Und endlich preßte ihm die Verzweiflung einen Gedanken heraus. Mit plötzlichem Ruck zog er die Leine und zerrte sie mit solcher Anstrengung zurück, daß in den nächsten Augenblicken die Pferde mit fliegenden Flanken stillstanden. Ein Sprung vom Schlitten, und schon band er die Stute, sein bestes Pferd, los und an den nächsten Baum, währenddessen er Franek zuschrie, er solle Feuer schlagen aus Zunder und Stein und anzünden das Stroh.

In einer halben Minute war alles geschehen. Ein Pferd blieb zurück, wiehernd und witternd, der Einspanner flüchtete weiter und lief brennend, gleich einer gespenstischen Fackel, durch den einsamen Forst.

Inzwischen erreichten die Wölfe das angekoppelte Pferd. Mit speicheltriefenden Lezzen kamen sie angestürzt. Sprangen die sichere Beute an in hungergetriebener Eile.

Hoho, wer hätte es Brunka, der mütterlich sanftmütigen, zugetraut! So scharf und im eigentlichsten Sinne des Wortes die Rehrseite ihrer Gutmütigkeit zu zeigen! Wie der Hals sich spannte und einbog und die frischbeschlagenen Hufe tanzten! In wilden Wirbeln das Wolfsfell zertrommelten! Gleich die erste Bestie bekam einen so furchtbaren Schlag versetzt, daß sie sich überkugelte und sich kampfunfähig verzog. Dem zweiten Wolf fuhr, als er dem Pferde an den Hals springen wollte, der Vorderhuf in den Bauch, so daß die spitzen Stollen ihn aufrißen und die Gedärme herausquollen. Ein dritter verendete auf der Stelle mit gebrochenem Kreuz. Die Hufe stampften und feuerten unausgesetzt, und der Strick, an dem das Pferd zerrte und der sich an der Baumborke zerschauerte, riß – und mit mächtigen Sätzen galoppierte Brunka davon und raste wie der Leibhaftige entlang den Weg, auf dem vor Minuten noch Burda verschwand.

Fast gleichzeitig mit ihm erreichte sie das heimische Gehöft und stand mit weiten Brustern und bebenden, schweißbedeckten Leibes vor dem Stall. Der Bauer starrte und staunte, beglückt und beschämt. Und während er das dampfende Fell mit Stroh abrieb, redete er dumpf und wie in demütiger Abbitte ein auf das Tier.

## Der Schlesische Rundfunk im Jahre 1935

Von Hans Krieger, Intendant des Reichsfenders Breslau

Der Reichsfender Breslau hat im abgelaufenen Jahre 1935 die ihm gestellten Aufgaben als Grenzlandsender, als Träger und Ränder deutscher Kultur im südosteuropäischen Raum, nach bestem Wissen und Gewissen, und unter Einfluß aller Kräfte, zu erfüllen versucht. Der Rundfunk kann ja seinem ganzen Wesen nach - und infolge der ihm fehlenden jahrhunderte alten Tradition - keine erprobten und ausgetretenen Pfade wandeln, sondern er muß dauernd nach Neuem suchen und die ihm weisungsgemäßen Gesetze im Laufe der Jahre herauskristallisieren. Das bedingt in seiner Arbeit einen lebhaften Wechsel der Formen, ein nicht zu vermeidendes Experimentieren mit zum Teil geglückten, zum Teil aber auch verunglückten Sendungen. Viele wollen darin einen Nachteil sehen, sehr viele aber erblicken darin - und nicht mit Unrecht - den, die Farbigkeit und Buntheit des Programms bestimmenden Faktor.

Wie dem aber auch sei: der Reichsfender Breslau hat immer den Ehrgeiz gehabt, als Pionier zu wirken und vorwärts zu marschieren, und nicht sicherheitshalber auf der Stelle zu treten. Zu Beginn des Jahres 1935 erregte die bedeutsame Sendereihe: „Deutschland und Polen“, bei der führende Männer der deutschen und polnischen Wissenschaft zu Worte kamen, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Polen, berechtigtes Aufsehen. Den Gegnern der deutsch-polnischen Verständigung waren diese Vorträge ein Dorn im Auge, von den Freunden dieser vom Führer angebahnten Verständigung aber wurde diese Sendereihe als wertvolle Unterstützung angesehen. Sie gehörte zum Arbeitsgebiet der Abteilung „Weltanschauung“, die sich überhaupt eine gut vorbereitete und planvolle Arbeit in den Fragen des deutschen Ostens angelegen sein ließ. Erinnert sei hier nur an die Sendereihe:

„Völkische Bollwerke in Schlesien“,

die aus folgenden Einzelsendungen bestand: Nimpfsch: Bollwerk des Germanentums, das sich durch die einbrechende slawische Flut hindurch erhielt und so der späteren Wiedereindeutschung leichter den Weg öffnet. Wahlstatt: Rettung des abendländischen Christentums vor den einfallenden Mongolen. Wahlstatt besigt dieselbe Bedeutung, wie die Schlacht bei Cherez de la Frontera. Buzgelwitz: Durch das Ausharren Friedrich II. im Lager zu Buzgelwitz wurde Preußen gerettet und das Fundament für unsere heutige Zeit gesetzt. Annaberg: Inmitten Deutschlands wehrpolitischer Ohnmacht wurde der Gedanke der deutschen Wehrhaftigkeit neu geboren.

Erneuerung völkischer Sprache in Schlesien:

Zimmer hat Schlesien entscheidend an der Neugestaltung der deutschen Sprache Anteil gehabt. Damit wurde die Bedeutung Schlesiens für Deutschland, als Mittelpunkt des europäischen Raumes und als kulturpolitisch kämpfendes Ost- und Grenzland in aller Klarheit und Deutlichkeit herausgestellt.

Das Jahr 1935 wird als das „Jahr der Freiheit“ in die Geschichte eingehen. Eine Selbstverständlichkeit, daß wir uns sehr ausführlich mit dem Wehgedanken beschäftigten und, da die neue deutsche Wehrmacht ohne SA. und SS. überhaupt nicht denkbar wäre, vor allen Dingen auch mit dem politischen Soldatentum. Mit den Sendereien: „Alte Kämpfer der Bewegung berichten“, „Schlesiens SA.-Kameraden leben in ihren Briefen und Liedern“, (Ein Versuch, aus Briefen gefallener SA.-Kameraden die Kampfzeit und ihren Geist wieder lebendig werden zu lassen), „Revolutionär und Staatsmann“, (An Beispielen der Geschichte wird eindringlich gezeigt, daß eine Revolution verloren ist, wenn die Spannung zwischen revolutionärem Drang und staatsgestaltender Kraft nicht ihren Ausgleich im gemeinsamen Aufbau der Nation findet), „Verdiente Schlesische Soldaten“, „Was uns die Trägerringe Schlesiischer Fahnen und Standarten erzählen“, (Diese beiden letzten Sendereien wurden in bester Zusammenarbeit mit dem damaligen schlesischen Wehrkreiskommando gestaltet), „Erinnerungsstätten an Schlesiens große Soldaten“ (Tauenzien, Sendlis usw.) fanden bei der Hörerschaft großen Anklang.

Die Fragen des Arbeiterturns der Kultur und Wirtschaft und der Politik behandelten die Sendereihen: „Politische Zeitgespräche für alle“ (Männer der politischen Praxis erörtern Fragen grundsätzlich weltanschaulicher wie auch tagespolitischer Natur vor dem Mikrophon), „Haben Sie schon gewußt?“ (Alle 8 Tage erfolgt ein Kurzbericht aus dem Leben der Wissenschaft, der Forschung, der Entdeckung, der Wirtschaft, der Kunst, der Groß- und Kleinstadt, aus Vergangenheit und Gegenwart), „Alle Schlesiische Chroniken berichten“, „Wir gestalten Deutsches Arbeiterturn“ (Sämtliche zeitgemäßen Fragen des deutschen Arbeiters werden hier in engerster Zusammenarbeit mit DAF und der Organisation „Kraft durch Freude“ in Hörfolgen, Vorträgen usw. behandelt), „Stammtisch zur Bühnenaus“ (In satyrischer Form finden hier alle mißliebigen Zeiterscheinungen ihre Abrechnung).

Die rassen- und bevölkerungspolitischen Ziele wurden außer in Einzelvorträgen und in den feststehenden Zeiten der Sendungen „Für die Mutter“ und „Für die Frau“ ebenfalls in besonderen Vortragsreihen propagiert.

Der Hitlerjugendfunk hat schon längst den Kampf gegen die unnatürlichen Onkel-, Tanten- und Kasperlesendungen eröffnet. Im Gegensatz dazu sucht der Kinderfunk des Reichsfenders Breslau die Kinder in den einzelnen schlesischen Landschaften auf, und es entwickelt sich zwanglos die Hörfolge, das Hörspiel aus altem Brauchtum, aus Märchen und Sage oder auch aus dem Alltag heraus, wie dieser von dem Kinde gesehen wird.

Als eine der bedeutsamsten Reihen des Schulfunks ist anzusehen „Schlesiische Schulen singen und spielen“. Fast alle vierzehn Tage bzw. drei Wochen singt und musiziert eine Schule vor der Elternschaft. Diese öffentlichen Veranstaltungen werden vom Schulfunk des Reichsfenders Breslau vorbereitet. Allmählich sollen alle Schulen in Schlesien in ihrer Heimatstadt einmal vor dem Mikrophon gesungen haben. Durch diese Reihe entstand ein schönes Wettstreiten um die beste Leistung innerhalb der schlesischen Schulen. Die Erziehung der deutschen Jugend zur Musik wird hier vom Reichsfender Breslau tatkräftig betrieben.

Besondere Beachtung in der europäischen Hörerschaft fanden die „Funkexpeditionen“. Sie brachten den Hörern fremde Länder der ganzen Welt mit ihren Völkern, Sitten und Gebräuchen verständnisvoll nahe.

Musik und Dichtung bestritten den weitaus größten Teil des Programmes. Zwei Kunstdisziplinen, die von der Abteilung „Kunst“ betreut werden. Mit der Aufforderung: „Hören Sie bitte einmal zu!“ unternahmen wir die nicht leichte Aufgabe, an den einfachen und künstlerisch nicht geschulden Hörer wertvolle Musik heranzutragen. Mehr oder weniger bekannte musikalische Werke gelangten zur Sendung und wurden durch einführende und verbindende Worte, die bald novellistischen, bald biographischen oder anekdotischen Charakter trugen, erläutert und gedeutet. Die Gestaltung der musikalischen Sendungen des Reichsfenders Breslau zeigte deutlich das Bestreben, die Werke der großen deutschen Komponisten den Hörern in einer Form darzubieten, die sie fesseln und zum Zuhören veranlassen sollte. Wir gingen dabei von der Voraussetzung aus, daß wir uns an hunderttausende von Volksgenossen wandten, die noch nie oder sehr selten einen Mozart oder Beethoven gehört hatten und glaubten, diese Musik sei zu schwer für sie. Es wurden daher Konzerte, die schwere Musik enthielten, so eingeführt, daß der Hörer den Komponisten als Menschen kennenlernte und erfuhr, unter welchen Umständen das Werk entstanden ist, das gespielt wurde. Wichtigste Aufgabe war, auf diese Weise den Volksgenossen die großen Schätze der deutschen klassischen Musik zu vermitteln. Die Werke der großen Klassiker wie Bach, Beethoven, Brahms und Bruckner wurden so den Hörern dargeboten.

Werke moderner Komponisten wurden zur Diskussion gestellt. So brachten wir Werke von Rudi Stephan, Herbert Marx, Gerhard Maasz, Siegfried Walter Müller, E. M. von Reznitzel, Wilhelm Fergler u. a. m. zur Aufführung.

Dem Schaffen des isländischen Komponisten Jón Leifs war eine besondere Sendung gewidmet, die Jón Leifs selbst dirigierte. Griß Reuters Oratorium „Das Spiel vom deutschen Bettelmann“ erzielte bei seiner Urfendung im Oktober 1935 einen starken Nachhall.



In der Sendereihe „Junges Deutsches Schaffen“ wurden junge Talente wie Günther Bialas, Heinrich Neuß, Walter Jentsch u. a. herausgestellt. Schlesische Komponisten wurden häufig zur Mitarbeit herangezogen. So erlebte Hermann Buchals Kantate „Der Wanderer“, nach Texten von Carl Hauptmann seine Uraufführung, die solchen Erfolg hatte, daß sie im November 1935 wiederholt werden konnte. Von Hanns Klaus Langer, dem Komponisten der Musik zu dem Thingspiel „Neurode“, wurde dessen Oratorium „Der Einsame“, nach Texten von Friedrich Nietzsche, zur Uraufführung gebracht.

Schlesische Komponisten wie Ernst August Voelkel, Gerhard Streck, Karl Czuka, Johannes Rief, Fritz Roschinsky u. a. haben häufig unter Verwendung schlesischer Volksmusik für den Reichsfender Breslau ausgezeichnete Musik geschrieben.

Aus dem Stadttheater in Breslau übertrugen wir: „Angelina“ von Rossini, „Die Hochzeit des Figaro“ von W. A. Mozart, „Lamerlan“ von Georg Friedrich Händel. Aus der Scala in Mailand: „Aida“ von Verdi. Als Reichsfendungen: „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauß, „Alcina“ von Georg Friedrich Händel.

Als besondere musikalische Feinkost für die Freunde guter Opern übertrugen wir ferner den gesamten „Ring des Nibelungen“ von Richard Wagner, mit zum Teil Bayreuther-Besetzung, vom Reichsfender Leipzig.

Im Junkhaus Breslau-Krietern brachten wir unter Leitung von Ernst Prade, den „Freischütz“ von Carl Maria von Weber; aus Berlin: „Alessandro Stradella“ von Glotow, und „Bruder Lustig“ von Siegfried Wagner zur Sendung.

Neben diesen Opern fehlten nicht die guten Operetten, wie „Der Zigeunerbaron“ von Johann Strauß, „Die Geisha“ von E. Jones und „Die Wunderpuppe“ von Edmund Audran.

Die freistehende Künstlerschaft Schlesiens wurde ausgiebig zur Mitarbeit herangezogen. Darüber hinaus wurden von Zeit zu Zeit große deutsche Künstler engagiert, um den Hörern Gelegenheit zu geben, Standardwerke deutscher Musik in höchster Vollendung zu hören. Daneben ließen wir uns die Pflege der deutschen Kammermusik in weitgehendem Maße angelegen sein. Volkslied und Volkstanz als Ausdruck echten Volkstums galt es zu pflegen. Wir gingen dabei einen lebendigen Weg. Wir sendeten aus dem Volke heraus. Der Reichsfender Breslau veranstaltete öffentliche Volkslied-Eingabende sowie Volkstanzabende, die im Sommer sowohl in Breslau, wie in der Provinz, im Freien stattfanden.

Die gleiche Liebe und Sorgfalt galt und gilt der ständigen Sendereihe „Das Deutsche Lied“, in der Kunst- sowie Volkslieder in bunter Folge einander abwechselten.

Was die Dichtung betrifft, so kam es in der Hauptsache darauf an, die wirklich volksverbundene, wurgelechte und nicht nur nach ästhetischen Gesichtspunkten zu beurteilende zeitgenössische Dichtung zu pflegen und herauszustellen. Einen wichtigen Bestandteil innerhalb dieses Aufgabenkreises bildeten und bilden die Autorenstunden, in denen bedeutenden Dichtern unserer Tage Gelegenheit gegeben wird, ihre Werke durch eigenen Vortrag den Hörern nahezubringen. Innerhalb dieser Reihe sind fast alle namhaften zeitgenössischen Dichter im Reichsfender Breslau zu Worte gekommen. Ferner wurden in zahllosen Sendungen Dichtungen epischen und lyrischen Charakters zum Vortrag gebracht, wobei die ältere wie die zeitgenössische Literatur Berücksichtigung fand: die ständige Sendereihe „Gedichte der Zeit“ verdient hierbei besonders erwähnt zu werden.

Die Pflege des dichterischen Hörspiels gehörte und gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Abteilung „Kunst“; sie ist sich hierbei der großen Verpflichtung bewußt, die sie übernommen hat, da sich ja gerade der Reichsfender Breslau mit Recht den Ruf einer besonders wertvollen Hörspieltradition erworben hat. Selbstverständlich fand auch das klassische und historische Bühnenstück - in entsprechender Zumbearbeitung - Aufnahme in das Programm; an besonders wichtigen Sendungen dieser Art seien genannt: „Lob der Arbeit“, (Nach Angelns „Fest der Handwerker“), „Der Diamant“ (Hebbel), „Räthchen von Heilbronn“ (Kleist).

Das neue dichterische Hörspiel fand im Reichsfender Breslau ganz besondere Beachtung und Pflege. Über die üblichen Einsendungen hinaus ist es dem Reichsfender Breslau gelungen, zahlreiche namhafte zeitgenössische Schriftsteller für die Hörspielarbeit als besondere Kunstgattung zu interessieren und mit Hörspelaufträgen zu bedenken.

Anfang Mai starteten wir das große Preisausschreiben: „Wer schreibt das beste Hörspiel?“, welches unter reichsdeutschen und auslandsdeutschen Dichtern und Schriftstellern ausgeschrieben wurde und ein unerhörtes Echo fand. 1500 forderten die näheren Bedingungen an. 450 Manuskripte gingen ein. Anfang Februar 1936 ist mit der Bekanntgabe der Sieger zu rechnen. Eines steht aber schon heute fest: Viele Schriftsteller und Dichter haben wir auf das Arbeitsgebiet „Rundfunk“ aufmerksam gemacht und dafür interessiert.

Aus der großen Fülle der zur Urkundung gelangten Hörspiele seien wenigstens einige genannt: „Das Wiesenlied“ von Friedrich Schnack, „Lobias Wunderlich“ von Hermann Heinz Ortner, „Der Weg zum König“ von Harald von Koenigswald, „Spießbuben der Jugend“ von Waldemar Glaser, „Helden der Arbeit“ von Ernst Johannsen, „Sturm überm Acker“ von Bruno Hanns Witzel, „Der Knecht Jernej“ von Willi Schäferdick.

Ihre selbstverständliche besondere Aufgabe sieht die Abteilung „Kunst“ in der Pflege und Förderung des heimischen Schrifttums, sowie in der immer erneuten Betonung der landschaftlichen Eigenarten Schlesiens. So sind schlesische Dichter und Schriftsteller in reicher Fülle bei uns zu Worte gekommen; so haben Schlesiens Land und Leute in zahllosen Sendungen künstlerische Gestalt gewonnen. Von diesen heimatgebundenen Sendungen, die von den Zeiten eines Opiz und Gryphius bis in unsere Tage das schlesische Geistesgut herausstellten, seien genannt: „Die Freier“ von Eichendorff, „Die Geliebte Dornrose“ von Gryphius, „Das Leben des Joh. Chr. Günther“ von Wilh. Krämer, „Rübezahl“ von Hans Ehr. Raergel, „Hockewanzel“ von Hans Ehr. Raergel, „Volk am Meer“ von Friedrich Wischmann, „Eoll und Haben“ von Gustav Freytag, „Schaffendes Grenzland“ von Leonhard Hora, „Im Chaos der Rohle“ von Hans Niekrawitz.

Zahllose dieser Hörspiele gelangten innerhalb der laufenden Sendereihen: „Arbeiter hör zu!“ und „Bauer hör zu!“ zur Sendung.

Außer diesen eigentlichen Hörspielen hat die Abteilung „Kunst“ zahllose Hör- und Wortfolgen zur Sendung gebracht, die immer erneut dankbare Gelegenheit boten, wertvolles dichterisches Gut dem Hörer in einer lebendigen Form - meistens in Verbindung mit Musik - zu vermitteln. Ein ganz besonderes Augenmerk hat der Reichsfender Breslau auf die auslandsdeutsche Arbeit gerichtet. Die wöchentliche Sendereihe „Deutsche im Ausland, hört zu!“ hat es sich zur Aufgabe gestellt, den auslandsdeutschen Hörern wertvolles reichsdeutsches Kulturgut zu vermitteln, sowie gleichzeitig auslandsdeutschen Künstlern Gelegenheit zu geben, sich mit ihren Werken und Darbietungen vor unserem Mikrophon an breiteste Hörerkreise zu wenden. So kamen in dieser Sendereihe zahllose auslandsdeutsche Dichter zu Worte; auslandsdeutsches Brauchtum sowie Musik wurde dargeboten und gleichzeitig den auslandsdeutschen Hörern in den verschiedensten Sendungen ein Bild des heutigen Deutschland vermittelt.

In der laufenden neuen Sendereihe „Lebendige Literaturgeschichte“ versuchte die Abteilung „Kunst“, die gesamte Geschichte der deutschen Dichtung gerade dem einfachen und unvoreingenommenen Hörer nahezubringen. Die Reihe wird fortgesetzt und bringt in hörfolgeartiger aufgelockerter Form jeweils einen bedeutenden Abschnitt der deutschen Literaturgeschichte zu Gehör. Der Absicht, den Rundfunk ins Volk hinein zu tragen, und so die Hörerschaft zu aktiver Arbeit am Sendeprogramm heranzuziehen, dienen auch 2 Sendungen, die mit dem Arbeitsdienst gemacht worden sind: „Schaffendes Grenzland“, ein chorisches Spiel von Leonhard Hora, „Feierabend beim Reichsarbeitsdienst“, eine Sendung der Arbeitsgruppe 106 des Arbeitsgaues 10 Liegnitz. Während bei der ersten Sendung noch Hörspieler des Reichsfenders Breslau mitwirkten, wurde die zweite Sendung nur von Arbeitsmännern bestritten. Die Zusammenarbeit mit dem Reichsarbeitsdienst war außerordentlich fördernd und fruchtbringend.

Das mit einem Kostenaufwand von rund RM. 100 000,- errichtete Hörspielfstudio konnte seiner Bestimmung übergeben werden. Damit verfügt der Reichsfender Breslau über eine feinnervige technisch-akustische Anlage, wie wir sie bei anderen Reichsfendern nicht finden. Das große Rundfunkorchester wurde durch Neuanstellungen von 45 auf 70 Mann verstärkt. Der Reichsfender Breslau ist damit in der Lage, die großen Standardwerke deutscher Musik mit eigenem Orchester durchzuführen. Die Unabhängigkeit, die wir damit von freistehenden Orchestern errungen haben, hat sich auf das Niveau dieser Sendungen durch intensive Probenarbeit nur günstig ausgewirkt. Die Belegschaft des Reichsfenders vergrößerte sich von 182 auf 253 Arbeiter und Angestellte. Während die ernste Kunstarbeit im Rundfunk aus dem Born einer viel hundertjährigen deutschen Verinnerlichung immer wieder schöpfen kann und an ihr zugleich den unberrückbaren Wertmesser für die Leistung der Gegenwart hat, während die weltanschauliche Funkarbeit in dem gewaltigen Fundament der deutschen Geschichte und dem blutvollen Erlebnis der nationalsozialistischen Bewegung die Wegweiser einer nationalpolitischen Schulung für die Zukunft besitzt, stand und steht die Unterhaltung ohne jede volksverbundene Tradition. Denn das liberalistische „Überbrett“-Literatentum war gleich wurzellos wie die roten Stimmungsmacher. Diese Erkenntnis hieß uns die Wurzeln echten, unverfälschten deutschen Grohsinns beim Volk selbst finden. Es ist unser bester Mitarbeiter und ausschlaggebender Kritiker. Wir wandten uns daher in unseren Arbeiterseidungen sowie in den Konzerten „Für die Arbeitskameraden in den Betrieben“ unmittelbar an die werkschaffenden Volksgenossen, wir sprachen in Mundartsendungen den Schlesischen Bauern direkt an und brachten dem Hörer in der Stadt zum Bewußtsein, daß der Dialekt in seiner Schönheit die Wiege der Landschaft ist und nicht Mittel zum Zweck einer Verabberung. In Soldatenseidungen zeigten wir den kraftvollen Humor echten Soldatentums auf. In enger Zusammenarbeit mit der NSB. „Kraft durch Freude“ luden wir die Hörschaft zu großen öffentlichen Abenden ein, deren buntes Programm gleichzeitig übertragen wurde. Die „Blauen Montage“ gehörten heute zum festen Programmbestandteil des Reichsfenders Breslau.

Unsere „Fahrten ins Land!“ machten die schlesische Kleinstadt zum Ausgangspunkt einer frohen Seidung und knüpften das Band zwischen Hörergemeinde und Sender.

In unserer Seidereihe „Wie's einmal war“ brachten wir alte Melodien zu Gehör, die dem Volk im Herzen klingen und bekämpften damit wirksam jüdisch verfälschten Niggerjazz. In der regelmäßigen Samstagseidung „Fröhlich klings zur Morgenstunde“ wird der Volksmusiker herausgestellt, der sich würdig an die Seite großer Orchestermusik stellt und vom Hörer mit so großer Liebe aufgenommen wird.

Wir ersetzen die aus dem Rundfunk verschwundene Schallplatte erfolgreich durch eigene Aufnahmen, die wir im Austauschverkehr mit anderen Reichsfendern ergänzen.

Im Rahmen unserer „Bunten Sonntagsunterhaltung“ versuchten wir in Abständen den Ausbau eines politischen Kabarets auf der Grundlage einer positiven Bejahung, im Gegensatz der früher üblichen Zerksezung.

Eine Hauptaufgabe sahen wir in der Pflege des Hörlustspiels und Erziehung unserer Mitarbeiter zur Erreichung funktisch wirksamer Kurzseiden und Lieideinlagen.

Die Abteilung „Zeitsunk“ des Reichsfenders Breslau hat ein besonders arbeitsreiches Jahr hinter sich. Abgesehen von den üblichen wöchentlichen 2-3mal im Programm für aktuelle Tagesgeschehen offengehaltenen Zeiten und den dreimal in der Woche durchgeführten „Tonberichten vom Tage“ waren die Aufgabenbereiche des Zeitsunks mannigfaltigster Art. Wir haben das schlesische Land durchforstet, besuchten Duzende von Arbeitsstätten, zogen in die Berge mit dem Kurzwellensender, gingen unter Tage zu den Kumpels und vermittelten immer wieder dem Hörer im In- und Auslande zahlreiche neue Bilder unserer Grenzlandschaft. In großen Abendseidungen, zum Teil auch in Zusammenarbeit mit anderen Abteilungen, wurden Heimat und Volkstum besonders stark berücksichtigt. Seidungen wie „Schlesien ruft Dich!“, „Das Antlig der schles. Landschaft, ihrer Menschen und Werke“, ferner „In Rübezahls Reich“, „Winterseide über Schle-

siens Bergen“, „Bei unseren schles. Handwebern“ wurden dem Hörer nahegebracht. In einer im Sommer durchgeführten Sendereise „Das schöne Schlesien“ wurde für das immer noch zu wenig bekannte Grenzland Schlesien in etwa 10 Sendungen geworben.

Wiederholt besuchten wir den schlesischen Bauern, und Funkberichte wie: „Winterzeit auf dem Bauernhof“, „Das ist der schlesische Bauer“ sowie seine Arbeit und sein Feierabend, gaben einen tiefen Einblick in das Leben des Menschen auf dem Lande. Gerade diese Sendungen fanden draußen stärksten Widerhall. In immer wieder anders gewählten Darstellungsformen versuchte der Zeitfunk das Ausleben von Wirtschaft und Industrie zu schildern, aus zahlreichen Werkstätten und Industriebetrieben brachten wir Funkberichte. Hauptsächlich sei hier eine Sendung „Schlesien arbeitet für den Welteport“ aus der Reihe dieser Funkberichte hervorgehoben.

Eine besonders große Aufgabe hatte der Zeitfunk auf dem Gebiete der Auslandsberichterstattung im Jahre 1935 zu lösen. Der Reichsfender Breslau nahm mit 2 Sprechern und technischem Personal an der großen Urlauberschaft nach Madeira teil, und brachte von der durch die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ veranstalteten Reise auf hoher See nicht weniger als 9 Sendungen mit, u. a. von dem Leben der Urlauber auf dem Schiff, von den Sicherheitseinrichtungen, von der Verpflegung und von den Eindrücken, die die Teilnehmer auf der Fahrt gewannen.

Wiederholt wurde der Zeitfunk zu weiteren großen Auslandsübertragungen herangezogen, so zu dem FIS-Rennen in der Hohen Fatra, zu den Europa-Rodelmeisterschaften in Krynica, zu den Schwimmkämpfen und Akademischen Weltspielen in Budapest, sowie zu den Beisetzungsfeierlichkeiten für Marshall Piłsudski in Krakau.

Durch die Schaffung des neuen Wehrgesetzes wurden dem Zeitfunk neue Aufgaben gestellt. In mehreren Sendungen: „Ausrüstung der jungen Rekruten“, „Der erste Tag bei der Wehrmacht“, und „Im Gleichschritt - Marsch“ gaben wir interessante Ausschnitte aus dem Soldatenleben. Auch die großen Aufgaben, die der Reichs-Arbeitsdienst in Schlesien zu lösen hat, fanden in Sendungen aus dem Sprottebruch und verschiedenen Arbeitsdienstlagern stärkste Berücksichtigung. Unter den Nebensendern des deutschen Rundfunks nimmt der Nebenfender Gleiwitz infolge seiner besonderen Lage eine bevorzugte Stellung ein. Den äußersten Südostzipfel unseres Vaterlandes bildend, umgibt diesen Sendebezirk im Osten, Süden und Westen slavisches Volkstum. Aufgaben besonderer Art sind hier dem Rundfunk gestellt; handelt es sich hier doch um ein Gebiet der mannigfachen Gegensätze, landschaftlicher Schönheit und wirtschaftlicher Bedeutung, das von einer fernig derten Bevölkerung bewohnt wird, die in Deutschlands schwerster Zeit in bitteren Kämpfen treu ihr Deutschtum behauptet hat.

Es sei hier davon abgesehen, auf die Rolle einzugehen, die der Nebenfender als Vermittler des Reichsfenders Breslau und teilweise auch der anderen deutschen Reichsfender spielt, indem er allen, auch mit den kleinsten Empfangsapparaten versehenen Volksgenossen in Oberschlesien auch über die politischen Grenzen hinaus mühelos den Empfang ermöglicht und sie so teilhaftig werden läßt an den gewaltigen Einflüssen deutschen Kulturwillens, wie sie vom deutschen Rundfunk, der durch seine Reichsfender in den deutschen Kulturmittelpunkten an den Quellen deutscher Kulturschätze schöpft und schafft, ausstrahlen.

Seine besondere Aufgabe als „Heimatsender“ soll hier geschildert werden. Er wird dieser Aufgabe gerecht, wenn er die engere Heimat dem oberschlesischen Menschen erschließt durch Darbietungen, die aus der engeren Heimat geschöpft sind und die durch Menschen dieser Heimat vermittelt werden; wenn er Namensart, Mundart, Volkskunst und Heimatkultur pflegt.

Es gilt aber auch, den Menschen der heimatlichen Landschaft durch geeignete Sendungen den Volksgenossen in den anderen Teilen des Reiches näher zu bringen, d. h. nicht den oberschlesischen Menschen allein, sondern inmitten der Landschaft und des geschichtlichen Geschehens, in denen er wurde und die an ihm formten.

Zunächst galt es die Quellen all der hier genannten Schätze heimatlicher Eigenart aufzuspüren

und mit den Kräften heimatlichen Schaffens in unmittelbare Beziehungen zu treten. Die gefundenen Stoffe mußten lebendig und fesselnd gestaltet werden, um sie vielen Hörern nahe zu bringen. Vorträge wurden beschränkt oder in Zwiegespräche aufgelöst und aufgelockert. Wort wechselte mit Musik ab. Aus der Fülle oberschlesischer Heimatfendungen seien hier nur einige herausgegriffen.

In der Stunde der oberschlesischen Heimat wurden nach Möglichkeit Hörfolgen und Funkberichte verwendet, wie z. B. „Unter dem Maibaum“ (Volksbräuche in Leobschützer Mundart), „Vom Säen und Ernten in Oberschlesien“ (Hörfolge), „Carl Maria von Weber in OS“. Glückliche Tage am Herzogshofe von Karlsruhe, „Mit Glockenklang durch die Jahrhunderte“ (Hörfolge), „Vom Hirtenknaben zum Grubenherren“ (Hörfolge), „Das Heimatleben des oberschles. Menschen“ (Hörfolge), „Oberschl. Bergfest“ (Funkbericht von der Bergfeier des Steinkohlenbergwerkes Königin-Luise-Grube Hindenburg), „Was erinnert uns in OS an die Kreidezeit“, „Mit der Postkutsche in oberschl. Vergangenheit“, „Des Grafen Larnau tolle Brautfahrt“ (Hörspiel), „Schöne oberschlesische Heimat“ (Eine Hörfolge zum „Tag der Heimat“). Diese und viele andere Hörfolgen und Funkberichte sowie auch Lesungen aus dem Leben des oberschlesischen Bauern und Industriemenschen hatten dasselbe Ziel. Heitere und ernste Bergmannsgeschichten und -dichtungen stellten einen typischen Vertreter der oberschlesischen Industrie heraus. Zum ersten Mal an einem deutschen Sender wurde ein Kreis von volkstümlichen Bergmannsliedern (vierstimmig mit Orchesterbegleitung) in einer besonderen Stunde und auch vom Deutschlandsender übernommen.

Eine ganz besondere Eigenart des oberschlesischen Menschen ist seine Musikalität. Nicht allein, daß der Anteil Oberschlesiens als Heimatland schlesischer Liedichter besonders stark ist, auch die Volksmusik erfreut sich einer Verbreitung und einer Leistungshöhe, wie wohl kaum wo anders. Die Sendereihe „Arbeiter musizieren“ bilden ein kennzeichnendes Merkmal der oberschlesischen Sendungen. In bunter Reihe zeigen hier oberschlesische Arbeiter ihre Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Instrumentalmusik und des Gesanges. In demselben Sinne kann man hier die „Offenen Eingestunden“ nennen, die vom Nebensender Gleiwitz veranstaltet werden. Eine seit kurzem eingeführte Sendereihe sind die „Oberschlesischen Volkslieder“, die den Schätzen alten deutschen Liedgutes in unserer engeren Heimat nachgeht und sie wieder lebendig macht. So spiegelte das Programm des Nebensenders Gleiwitz die engere Heimat wieder. Mensch und Landschaft als Teil des gesamten deutschen Kulturraumes sollten aus seinen Sendungen sprechen. Zum Schluß sei der Scheinwerfer noch einmal kurz auf den Reichssender Breslau als den größten kulturellen Arbeitgeber Schlesiens gerichtet.

Wir beschäftigten im Jahre 1935:

95 Sängerinnen in 210 Mitwirkungen gegen ein Gesamthonorar von RM. 15 300,-  
Als besonders hervorragende Gäste sind hier zu nennen:

Anni Grind, Anita Gura, Käthe Heidersbach, Ruth Herell, Hedwig Jungkurth, Emmy Leisner, Gertrude Pizinger und Erna Sack.

56 Sänger in 151 Mitwirkungen, wofür insgesamt RM. 14 400,-  
gezahlt wurden. Die bekanntesten Namen wie:

Peter Anders, Josef Batistic, Louis Graveur, Ballentin Haller, Willi Domgraf-Fassbender, Ludwig Hofmann, Gerhard Hüsch, Willi Wörle, Josef Witt und Rudolf Waske seien hier nur als Beispiel genannt.

13 Vokalduette, Terzette u. Quartette in 27 Sendungen, an die ein Gesamthonorar v. RM. 3 800,-  
gezahlt wurde. Das polnische Chor-Dana-Quartett und die drei Wiener Straßensänger werden hiervon den Hörern noch besonders in Erinnerung sein.

Ferner:

46 Chöre in 50 Sendungen, wofür vom Reichssender Breslau insgesamt RM. 6 300,-  
gezahlt wurden.

100 Instrumentalsolisten in 280 Mitwirkungen, gegen ein Gesamthonorar von RM. 16 400,-  
Auch hier wies das Programm des Reichsfänders Breslau berühmte Namen wie: von Dubiska,  
Professor Kulenkampf, Ludwig Hölscher, Maria Heller, Kurt Gudian, Luise Walker, usw. auf.  
100 Pianisten u. Organisten in 254 Sendungen, wofür dem Reichsf. Breslau insgef. RM. 14 800,-  
Honorarfolos entstanden.

Namen wie: Prof. Dr. Georg Dohrn, Luise Gmeiner, Birger Hammer, Prof. Friß Lubrich,  
Professor Heitmann und Poldi Mildner waren immer wieder in unserem Programm zu finden.  
27 Komponisten und Dirigenten konnten wir in 106 Sendungen im vergangenen Jahre den  
Hörern vorstellen RM. 7 600,-

Wir denken hierbei nur an die Namen: Josef Snaga, Generalmusikdirektor Scheinpflug, Her-  
mann Zilcher, usw.

51 Terzette, Quartette, Quintette usw. instrumentaler Art waren 82mal in unserem Programm  
vertreten. Hierfür zahlte der Reichsfänder Breslau an die Mitwirkenden insgef. RM. 13 000,-  
Das Elly Neß-Quartett, das Mildner- und Schachtebeck-Quartett, das Pozniak-Trio und das  
Dresdener Streichquartett sind hier als Höhepunkte im Rahmen dieser Veranstaltungen zu nennen.

38 Dichter u. Schriftsteller vermittelten in 38 Sendungen, gegen ein Gesamthonorar v. RM. 6 000,-  
zum Teil durch eigene Lesungen, den Hörern des Reichsfänders Breslau ihre Werke. Besonders  
zu erwähnen sind hier: Hans Friedrich Blunck, Wilhelm von Scholz, Ernst Zahn, Josef Ponten,  
Hans Grand, Paula Grogger, Erich Erwin Dvinger, Erich Wolfgang Möller, Hans Christoph  
Raergel, Martin Luserke, Franz Spunda, Heinrich Anacker, Karl-Hans Strobl, Sven Hedin,  
Paul Cipper und Wilhelm Boelsche.

52 Humoristen, Kabarettisten und sonstige Künstler hatten Gelegenheit, sich in 105 Sendungen,  
gegen ein Gesamthonorar von RM. 14 800,-

durch ihre humoristischen Darbietungen bei den Hörern beliebt zu machen. Künstler wie: Kate  
Kühl, Ludwig Manfred Lommel, Karl Napp, Hans Lorenz, Ernst Petermann, Hans Reimann,  
Jrene de Noiret, die 4 Nachrichten, Adolf Gondrell und Gustav Jacoby sind wohl keinem un-  
serer Hörer unbekannt.

An 59 Hörspieler u. Rezitatoren zahlten wir für Mitwirkung in 697 Send. insgef. RM. 19 200,-  
Als Gäste von besonderer Bedeutung sind hier zu nennen: Hans Marr, vom Burgtheater in  
Wien und Lothar Mäthel, vom Staatstheater in Berlin.

Ferner beschäftigte der Reichsfänder Breslau im Jahre 1935:

63 Streich-, Blas- und Volksorchester und EA- und Militärkapellen, in insgesamt 425 Sen-  
dungen. Diese Orchester erhielten dafür die Summe von RM. 100 000,-

und 7 HZ-, BDM-, EA- und Bauernspielscharen in insgesamt 125 Sendungen, wofür  
zusammen RM. 5 100,-

gezahlt wurden.

Durch eine solche umfassende, auf wenige Seiten zusammengedrückte Rückschau, erhält man  
erst das richtige Bild von der geleisteten Arbeit und von der Erfüllung der an uns gestellten  
Aufgaben.

Es ist ja nicht nur gut und schön, daß der Künstler mit seinen Werken anderen Menschen  
Freude macht, sondern daß er selbst von seiner Arbeit befriedigt ist. Wir Nationalsozialisten,  
die wir am schlesischen Rundfunk tätig sind, waren mit der von uns im Jahre 1935 geleisteten  
Arbeit zufrieden und wir haben Grund zu der Annahme, daß es auch unsere Hörer gewesen sind.  
Die Freunde des Reichsfänders Breslau haben im Jahre 1935 um 59 405 Hörer zugenommen,  
sodass wir heute in Schlesien 419 350 Rundfunkteilnehmer haben, die Hunderttausende von  
Hörern im Grenzland und Auslandsdeutschum garnicht gerechnet.

Eine derartig große Gemeinde verpflichtet!

Wir wissen darum und handeln danach!

# Oberschlesische Geschichte

Mitteilungen der Untergruppe Oberschlesien des Vereins  
für Geschichte Schlesiens e. V.

Obmann und Schriftleiter Studienrat Dr. Bednara/Leobschütz

1. Jahrgang

1936

Nr. 1

Karl Szcodroß, Zum Neuaufbau der obererschlesischen Geschichtsarbeit - Ernst Bednara, Die neue Untergruppe OS des Vereins für Geschichte Schlesiens - Th. Koniechny, Anregungen und Gesichtspunkte zur Erforschung Oberschlesiens - Walter Krause, Die erste urkundliche Erwähnung von Mikulstschütz, Kreis Beuthen OS - Aus dem Briefe eines Bauern und langjährigen Amtsvorstehers im Kreise Leobschütz - Umfrage.

## Zum Neuaufbau der obererschlesischen Geschichtsarbeit

Vor dem Kriege blühte der „Oberschlesische Geschichtsverein“, mit einer eigenen Zeitschrift, der „Oberschlesischen Heimat“. Männer wie Professor Dr. Wilpert-Oppeln und Erzpriester Dr. Ehrzaszcy-Peiskretscham, die seit langem heimgegangen sind, gaben das Gepräge. Auch das zweite vorkriegliche Heimatblatt, die von Professor Dr. Paul Knötel-Rattowitz herausgegebene Monatschrift „Oberschlesien“ widmete sich vorwiegend heimatgeschichtlichen Aufgaben. Das Erbe dieser beiden Zeitschriften hat unsere Monatschrift „Der Oberschlesier“ angetreten. Leider war aber der Oberschlesische Geschichtsverein seit langem eingeschlafen, ein Zustand, der von den heimischen Geschichtsfreunden immer wieder bitter beklagt worden ist. Das neugegründete Amt für obererschlesische Landeskunde gab dem Drängen dieser Heimatfreunde nach, indem es im Jahre 1935 eine Neuordnung auf diesem wichtigen heimatkundlichen Gebiete einleitete. Den Forderungen der Zeit entsprechend, erkannten wir als den besten Weg die Gründung einer „Untergruppe Oberschlesien des Vereins für Geschichte Schlesiens“, wie ja dieser alte und angesehenen gesamt-schlesische Verein schon immer auch in Oberschlesien Vorkämpfer und Freunde hatte.

Die Neugründung der Untergruppe Oberschlesien erfolgte am 19. 10. 35 in Oppeln. Am Nachmittag versammelten sich etwa 80 obererschlesische Geschichtsforscher und Freunde

der Heimatgeschichte zu einer heimatwissenschaftlichen Tagung. Karl Szcodroß gab einen Überblick über die Aufgaben des Amtes für obererschlesische Landeskunde, die bisherige heimatgeschichtliche Arbeit in Oberschlesien und den augenblicklichen Stand. Anschließend erfolgte die Gründung der Untergruppe Oberschlesien, zu deren Leiter Studienrat Dr. Bednara in Leobschütz bestellt wurde. Es folgte ein aufschlußreicher Vortrag von Staatsarchivdirektor Dr. Randt-Breslau über Archivpflege. Dr. Randt ist in Oberschlesien kein Unbekannter. Er hat bereits nach dem Weltkriege in der Abstimmungszeit erfolgreich für unser Grenzlanddeutschtum gearbeitet, insbesondere durch Herausgabe der beiden Broschüren „Aus Oberschlesiens Vergangenheit“. Unter den Teilnehmern befand sich auch Graf Praszma-Falkenberg, der vorbildliche Archivarbeit leistete und inzwischen im November 1935 starb.

Am Abend fand eine öffentliche heimatgeschichtliche Kundgebung in der vollbesetzten Aula der Oppelner Ober-Realschule statt. Die Kundgebung wurde mit gesanglichen Darbietungen des Oppelner Lehrerchorvereins eingeleitet und beschlossen. Zahlreich waren die Vertreter der Behörden, der Partei, der Wehrmacht und Wirtschaft erschienen. Karl Szcodroß begrüßte, sprach von der Notwendigkeit heimatgeschichtlicher Arbeit, von ihrer Pflege in der Vergangenheit, davon, daß diese Volkstumsarbeit heute mit besonderem Nachdruck von der nationalsozialistischen Staatsführung gefordert



werde, von der Bodenständigkeit und Wurzelkraft, welche diese Arbeit haben müsse, aber auch von der ehrlichen und freudigen Zusammenarbeit mit Niederschlesien, zu der Oberschlesiens Heimatfreunde aus aufrichtigem Herzen bereit seien. Im Mittelpunkt des Abends stand ein weitausholender und mit großem Beifall aufgenommener Vortrag von Universitätsprofessor Dr. Rubin-Breslau über den Aufriß des europäischen Osttraumes, der die geschichtlichen Aufgaben Oberschlesiens im Rahmen der gesamten Ostfragen aufzeigte. Professor Dr. Rubin ist der Leiter der Historischen Kommission in Schlesien, und wenn die heimatroissenschaftliche Arbeit auch in unserer obereschlesischen Ecke in den letzten Jahren neue Antriebe erhielt, so danken wir dies zum großen Teil gerade ihm und seiner überlegenen und die Herzen erwärmenden wissenschaftlichen Führung.

Das Schlusswort übernahm Oberschulrat Piosczik, der auf die Bedeutung der neugegründeten Untergruppe des Schlesischen Geschichtsvereins hinwies. An die Lehrer aller Schulen und Geistlichen, aber auch an alle andern, die guten Willens seien, ergehe der Ruf zur Mitarbeit.

Die Leitung des Vereins für Geschichte Schlesiens in Breslau wird den obereschlesischen Wünschen immer nach besten Kräften entgegenkommen. So wird Oberschlesien im Jahrbuch des Vereins mit weitgehender Berücksichtigung rechnen dürfen. Für den lebendigen Zusammenhalt der Mitglieder der Untergruppe Oberschlesien steht unsere Monatschrift „Der Oberschlesier“ jederzeit zur Verfügung, sowohl durch das hier erstmalig erscheinende Mitteilungsblatt, als auch durch kurze heimatgeschichtliche Beiträge in der Zeitschrift und durch Broschüren heimatgeschichtlichen Inhaltes in der Schriftenreihe der Vereinigung für obereschlesische Heimatkunde.

R. Scz.

## Die neue Untergruppe OG des Vereins für Geschichte Schlesiens

Die am 19. Oktober 1935 in Oppeln ins Leben gerufene Untergruppe Oberschlesien des Vereins für Geschichte Schlesiens stellt sich mit

dieser ersten Nummer ihrer „Mitteilungen“ vor. Leiter der Untergruppe ist der Unterzeichnete. Der Beirat besteht aus Oberschulrat Piosczik-Oppeln, Lehrer Walter Krause-Kositzsch, Studientrat Koniegm-Opel, Diözesanarchivdirektor Prof. Dr. Nowack-Breslau, Hauptlehrer Friedrich Stumpe-Frauentdorf, Archivleiter Böckel-Gleiwitz, Rektor Szodroch-Oppeln als Leiter des Amtes für obereschlesische Landeskunde, Landesbibliotheksdirektor Dr. Rother-Ratibor und Diplomingenieur Weißer-Neisse. Das Amt des Schatzmeisters hat Studientrat Jagla-Leobschütz übernommen (Girokonto 1594 der Kreis- und Stadtparkasse Leobschütz).

Pfleger der obereschlesischen Kreise sind: Studientrat Koniegm für Opel, Oberstudiendirektor Grond für Oppeln, Rektor Mücke für Groß-Strehlitz, Archivleiter Böckel für Gleiwitz. Die übrigen Kreise werden demnächst besetzt.

Sagung und Jahresbeitrag (5 RM., für das Geschäftsjahr 1935 ausnahmsweise 2,50 RM.) sind die des gesamtschlesischen Vereins. Dieser stellt von dem Jahresbeitrag der obereschlesischen Mitglieder unserer Untergruppe für ihre obereschlesische Arbeit 1 RM. je Mitglied zur Verfügung. Die Untergruppe stellt der gesamtschlesischen Zeitschrift die Mitarbeiter für obereschlesische Beiträge obereschlesischen Inhalts und für Buchbesprechungen.

Die in zwangloser Folge im „Oberschlesier“ erscheinenden „Mitteilungen“ sollen kurze geschichtliche Nachrichten, Anfragen, Anregungen, Hinweise bringen.

Die erste Aufgabe der Untergruppe ist die Werbung. Der Erfolg spricht für sie. 134 Mitglieder sind in den 3 Monaten neu gewonnen worden, darunter 32 Lehrer an höheren Schulen, 29 Volksschullehrer, 15 Geistliche beider Bekenntnisse, 10 Kaufleute, 6 Richter und Anwälte, 4 Ärzte und, was wegen des Nachwuchses besonders wichtig ist, 11 Schüler und Schülerinnen, für die der Jahresbeitrag auf 2 RM. ermäßigt wurde. Auch einige Auslandsdeutsche gehören zu den Neueingetretenen.

Die wissenschaftlichen Aufgaben der obereschlesischen Geschichtsforschung sind seinerzeit in einem Sonderhefte der „Oberschlesischen Hei-

mat“ Bd. XVII (1921/22) herausgestellt worden. Der Volkskunde, die von zahlreichen Forschern auf die Gegenwart beschränkt wird, vermag die Geschichte wertvolle Hilfestellung für die Erweiterung ihres Forschungsbereiches zu leisten. Wieviel insbesondere auf dem Gebiete der religiösen Volkskunde noch zu tun ist, zeigt Joseph Klappers aufschlußreicher und anregender Aufsatz „Religiöse Volkskunde im gesamtschlesischen Raum“, Sonderabdruck aus dem Jahrbuch „Volk und Volkstum“, München, 1936. Auch hier wird die Geschichte mit der Volkskunde Hand in Hand arbeiten müssen. Wichtig ist auch die Schaffung eines Arbeitsplanes mit bestimmten Arbeitsvorschlägen, der sich in einen gesamtschlesischen Plan einzufügen hätte.

Arbeit gibt's die Fülle. Drum frisch ans Werk, ihr Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde, zu rüstiger Mitarbeit!

Dr. Ernst Bednara.

## Anregungen und Gesichtspunkte zur Erforschung Oberschlesiens

Von Th. Koniechny

Eine lebendige Kenntnis von der Vergangenheit unserer Heimat erwerben wir uns nicht durch das fleißige Lesen eines veralteten Geschichtsbuches, sondern durch eine rege Mitarbeit an der Beantwortung der brennenden Fragen unserer Provinz. Nur der Lehrer ist imstande, sich ein eigenes Urteil über ein geschichtliches Ereignis zu bilden und es dann seinen Schülern vorzutragen, der zur eigenen Förderung oder für die Bedürfnisse seiner Schule aus den reinen Quellen trinkt, der zu den Urkunden und Akten greift. Wie kann jeder von uns der Erforschung seiner Heimat dienen, auch wenn er nicht in der Lage ist, in den Archiven wissenschaftlich zu arbeiten?

Als der hochverdiente Altmeister der ober-schlesischen Heimatforschung aus Peiskretscham mit seinen Freunden vor Jahren an die Wiederbelebung des Oberschlesischen Geschichtsvereins ging, gab er ein Sonderheft heraus, das jeder Geschichtsfreund Oberschlesiens in der Hand haben mußte; dort finden wir eine Fülle von fesselnden Fragen und der Lösung harrenden

Aufgaben. Andere Anregungen bieten die „Schlesischen Provinzialblätter“, die „Oberschlesische Heimat“, „Der Oberschlesier“ und die „Beiträge zur Heimatkunde Oberschlesiens“.

Jetzt noch einige Fragen.

1. In einem alten Coseler Bruderschaftsbuche ist im Jahre 1692 in lateinischer Sprache die Rede von einer bühnenmäßigen Darstellung Jesu von Nazareth des Coseler Kaplans Mat-thias Franz Glück. Wer kann über dieses Stück Auskunft erteilen? Wo sind ähnliche Aufführungen bekannt?

2. Zu den ältesten Madonnenbildern Oberschlesiens zählen die Gnadenmutter in der Klosterkirche zu Rauden und die Gottesmutter von Cosel. Wo werden andere jahrhundertealte Madonnenbilder in Oberschlesien verehrt?

3. Aus den Archiven der Klöster sind nach der Säkularisation von 1810 nur die wertvollsten Stücke ins Staatsarchiv nach Breslau gekommen. Wo mag wohl der Rest des Bestandes von Rauden hingekommen sein, der uns gerade heute für die Sippenforschung gute Dienste leisten könnte?

4. Die Gerichte bergen wichtige, wenig bekannte und fast gar nicht benutzte Quellen für Orts- und Familiengeschichte. Der Sippenforscher findet da oft mühelos mehrere Geschlechterfolgen. Hier öffnet sich unseren Studenten an der Akademie in Beuthen ein neues Gebiet. Ohne Geldaufwendung können sie für die eigene Förderung, für Volk und Heimat erfolgreich arbeiten. Auf die Auswertung der Grundakten, Grundbücher und Testamente der Städte und Dörfer, besonders aber der Ritzergüter mußte endlich mehr Gewicht gelegt werden.

5. In den Katasterämtern lagern die Rezeffe. Diese wurden bisher gar nicht beachtet. Da kann jeder Lehrer, jeder Student, jeder Geschichtsfreund Studien treiben.

6. Der größte Wert muß auf die Hebung der Schätze in den größeren Gutsarchiven gelegt werden. Dort ruhen im Staube vieler Jahrhunderte Urkunden, die selbst für die Landesgeschichte von Bedeutung sind. Alle diese Quellen müssen endlich der Wissenschaft erschlossen werden.

7. Das erste Ziel jeder geschichtlichen Tätigkeit

keit ist das Urkundenbuch, das Regestenwerk. Jeder Kreis, jede Stadt, jedes Dorf müßte ein Urkunden- und Regestenbuch bekommen. Dann erst wird es möglich sein, eine wissenschaftliche Geschichte von Oberschlesien zu schreiben.

Die erwähnten Punkte zeigen deutlich, daß heimatkundliche Schulung not tut. Drum, Heimatfreunde, an die Arbeit!

Die erste urkundliche Erwähnung von Mikultschüs (Klausberg) Kr. Beuthen DO (Eine Regestenberichtigung)

Ziehen wir die Regesten zu Rate, so wird Mikultschüs das erste Mal am 12. März 1311 in einer Urkunde Ziemowits von Beuthen erwähnt, die das Dorf Milenowice betrifft. Als Zeuge wird darin u. a. der Ritter (miles) Dobeslaw von Miculiczicz genannt. Die Originalurkunde ist erhalten, vgl. auch Cod. dipl. II, 26. Gleich im nächsten Jahr tritt Dobeslaw von Miculiczicz nochmals in einer Urkunde Ziemowits auf. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß es sich hier um den Gutsherrn von Mikultschüs handelt. Die meisten Dörfer des Beuthener Landes waren schon damals Rittersitze, das erklärt sich aus der Grenzlage des Gebietes ganz natürlich. Erst nach der Bearbeitung meines Heftes „Grundriß einer gesch. Heimatkunde von Mikultschüs“, Beuthen 1926 bemerkte ich, daß sich jener Dobeslaw noch weiter zurückverfolgen läßt.

1306 finden wir in einer Urkunde Wladislaus' von Cosel, des Bruders von Ziemowit, als Zeugen den Grafen Dobeslaw de Maculchicz (Regest 2902). Die Herausgeber der Regesten vermochten diesen verderbten Ortsnamen nicht zu deuten, er ist auch nur in einer Oster Landbucheintragung erhalten. Zweifellos handelt es sich auch hier um Mikultschüs. Die Bezeichnung Graf braucht uns nicht zu stören, da das lateinische Wort comes auch Begleiter bedeutet. Auch daß Dobeslaw einmal in der Umgebung des Beuthener, dann wieder des Coseler Herzogs auftritt, ist nicht verwunderlich, eigentlich war ja Kasimir, der Vater Ziemowits und Wladislaus', noch am Leben (vgl.

Grottesend), dieser war also der eigentliche Landesherr.

Der Ritter Graf Dobeslaw kommt aber auch in einer noch früheren Urkunde Wladislaus' vor, u. zw. bereits im Jahre 1304. (Regest 2785). Leider ist hier kein Ortsname beigegeben, so daß der 1. September 1306 das früheste Erwähnungsdatum von Mikultschüs bleibt.

Wann die Auslegung des Dorfes zu deutschem Recht erfolgte, ist nicht ersichtlich; ein Pfarrer wird 1326, ein Schulze gar erst 1371 genannt. Da aber Beuthen bereits 1254 als deutschrechtliche Stadt gegründet wurde, ist anzunehmen, daß Mikultschüs als Weichbিলddorf von Beuthen bald folgte. In diesem Zusammenhang ist wichtig, daß bei der Beuthener Auslegungsurkunde von 1254 als Zeuge ein Dobesius mit seinem Bruder Voclaus vorkommt (Regest 859). Dobesius, beziehungsweise Dobeslaus treffen wir dann auch noch 1260 und 62 als Kastellan von Beuthen an; möglich, daß es sich um den oben genannten Dobeslaus von Mikultschüs oder dessen Vater handelt (Regesten 1048 und 1137/8 - die formale Echtheit der beiden letzten Urkunden wird bezweifelt). W. Krause.

Aus dem Briefe eines Bauern und langjährigen Amtsvorstehers im Kreise Leobschüs:

„Es ist sehr bedauerlich, daß die alten Akten so fahrlässig aufbewahrt und behandelt werden. Dieselben werden dadurch teils unleserlich oder gehen ganz verloren. Es wäre doch zweckmäßig, wenn die Gemeinden von den Behörden erhalten würden, diese kostbaren Schriftstücke etwas peinlicher und sorgfältiger aufzubewahren“.

## Umfrage

Amtsgerichtsdirektor Sokoll-Ratibor wünscht zu wissen: Beschäftigt sich jemand mit der Geschichte von Kittelwitz und Waißak, Kreis Leobschüs, und von Lonschmik und Schelik, Kreis Neustadt?

Max Grunden 80 Jahre alt

Am 10. 2. 1936 feierte Ober-Landmesser a. D. Max Grunden in Gleiwitz seinen 80. Geburtstag. Mit Recht widmeten die heimischen Tageszeitungen und verschiedene Zeitschriften dem Jubilar ein herzliches Gedenken, und gerade unser „Oberschlesier“ schließt sich freudig den Glückwünschenden an.

Max Grunden, am 10. 2. 1856 in Cosel O/S geboren, ist einer der markantesten und ein besonders verdienter heimatkundlicher Forscher und Sammler. In jahrzehntelanger rastloser Tätigkeit hat er wahre Schätze geologischer, vorgeschichtlicher und numismatischer Art zusammengetragen. Heute noch widmet Grunden als 2. Museumsdirektor in unermüdlicher Tätigkeit seine starke Arbeitskraft dem Gleiwitzer Museum, wo er umfangreiche Sammlungen verwaltet, die sein Lebenswerk sind.

Die Wissenschaft hat das Wirken Grundens u. a. dadurch anerkannt, daß eine Anzahl von ihm entdeckter Versteinerungen mit seinem Namen benannt worden sind. So nannte Geheimrat Zittel-Berlin eine Versteinerung aus dem unteren Muschelkalk „*Dadocrinus Grundeyi*“, Dr. Leonhard von der Breslauer Universität, der über die Oppelner Kreide geschrieben hat, eine Versteinerung aus der turonen Kreide von Oppeln „*Hamites Grundeyi*“ und Professor Agmann-Berlin eine Versteinerung aus dem mittleren Muschelkalk von Gr. Stein bei Gr. Strehlitz „*Protermicularia grundeyi*“.

Bei den deutschen geologischen Vereinigungen und Instituten ist Grunden ein begehrter Mitarbeiter. Er trat auch in lebhaften Laufverkehre mit dem Britischen Museum und den Museen in Schottland, Kanada, Dakota und New York.

Niemand merkt ihm sein hohes Alter an. Auch heute noch nimmt er mühelos an geologischen und heimatkundlichen Ausflügen und Wanderungen teil und arbeitet vormittags und nachmittags im Museum. Stets zum Scherz geneigt, immer mit größter Anteilnahme bei der Sache, wenn es sich um neue Funde und Entdeckungen handelt, kann man sich keinen be-

seren Gesellschafter und Heimatforscher wünschen.

Grunden gehört zu den bedeutenden Geologen Deutschlands. Mögen ihm noch recht viele glückliche und gesunde Jahre beschieden sein.  
P. Scheika.

Eiszeitliche Frostspalten in Oberschlesien.

— Spinnentiere und Krebse aus dem Steinkohlenwald. — Urweltliche Kopffüßler

Die neuen Jahresberichte der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens versetzen uns in eine Zeit, als in Oberschlesien das Klima des heutigen Alaska herrschte und im grimmigen Winter sich in der Erdoberfläche Frostspalten bildeten. Eine solche Frostspalte, die sich am Cholerafriedhof bei Gleiwitz = Peteradorf befindet, wird von dem Diluvialgeologen Fr. Zeuner beschrieben. Ein Kenner der ober-schlesischen Steinkohle Tierwelt, Dr. Schwarzbach vom Breslauer Universitätsinstitut, erzählt uns von den Spinnen des ober-schlesischen Steinkohlenwaldes, indem er von einem wertvollen Funde ausgeht, der ihm aus dem Gleiwitzer Museum durch Direktor Max Grunden zur Verfügung gestellt wurde. Dr. Schwarzbach berichtet ferner über die Trilobiten (Krebstiere) aus dem Oberkarbon Oberschlesiens und wäre dankbar, wenn ihm weitere derartige ober-schlesische Funde zur Bearbeitung zugänglich gemacht würden. Professor Dr. Knopp dagegen gibt eine Übersicht über die Goniatiten (Kopffüßler) des ostjüdischen Unterkarbons (Kulm) und knüpft daran die Bitte, daß die ober-schlesischen Freunde der Geologie auch im Kulm nach Fossilien suchen. Der Arbeit sind drei Tafeln beigelegt.

Außerdem werden wir durch Prof. Knopp mit den verwickelten geologischen Verhältnissen des Gebietes von Stramberg in Mähren bekannt gemacht, während uns Dipl.-Ing. Otto Eisentraut in das Galmiegebiet nordwestlich von Beuthen führt.

Die Jahresberichte geben uns neben diesen wissenschaftlichen Abhandlungen einen Einblick

in die Tätigkeit der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens. Außer einer Einfahrt in ein Kohlenbergwerk (Beuthengrube) wurden 6 ein- bis dreitägige Ausflüge unternommen, die in die verschiedensten Gebiete West- und Ostoberschlesiens und nach Mähren (Gedlnitz und Stramberg) führten und mit den Lagerungsverhältnissen des Kulms, der Trias, des Jura, der Kreide, des Tertiärs und des Diluviums, sowie mit den Ausbruchsgesteinen Basalt und Leshenit bekannt machten. An den Führungen beteiligte sich auch in diesem Jahr in dankenswerter Weise der den Oberschlesiern bekannte Landesgeologe Prof. Dr. Ahmann.

Bei den Ausflügen wurde auch gebührende Rücksicht auf die landschaftlichen und volkshundlichen Verhältnisse genommen. Erwähnung findet der zu einem Naturschutzgebiet ausersehene Segethswald, der von dem Heimatdichter Karl Mainka besungen ist. Gartengestalter F. P. Rynast erzählt vom Tiergarten bei Falkenberg, und die Eichendorffkennerin Anna Böhmisch gibt ein liebevolles Bild von dem Sommeritz des Dichters in Gedlnitz.

Die Jahresberichte für 1935 sind der elfte Jahrgang der seit 1925 erscheinenden Berichte der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens, die man als eine kleine oberschlesische Landeskunde ansprechen kann, und die von den Behörden (der Schulabteilung des Oberpräsidenten sowie der Schulabteilung der Regierung) zur Anschaffung empfohlen werden. Die neuen Jahresberichte sind 108 Seiten stark und enthalten neben Tabellen und Abbildungen im Text auch einen Schnitt durch ein Zinkerzbergwerk, eine Kartenfälschung des Niederen Gesenkes und drei Goniomitentafeln. Erhältlich sind die Jahresberichte bei dem Geschäftsführer der Geologischen Vereinigung Oberschlesiens, Professor Gustav Eisenreich, Gleiwitz, Raudener Straße 28.

## Ernst Boehlich, Der Berg der Götter

Paul Kupfer Verlag, Breslau. 260 Seiten, Preis geb. 5.80 RM.

Die Vorgeschichte ist ein Lieblingskind unserer Zeit, und gerade bei uns in Schlesien hat die vorgeschichtliche Forschung das Dunkel der Vergangenheit in den letzten Jahren in ganz über-

raschender Weise aufgehellt. Vieles blieb naturgemäß noch unserem Blick verschlossen und unklar. Aber es ist das Vorrecht des Dichters, die Ergebnisse der Forschung mit Hilfe einer gesunden Phantasie lebendig zu machen, ihnen gewissermaßen Fleisch und Blut zu geben und eine Gesamtschau zu wagen. Dies versucht hier mit Erfolg Ernst Boehlich, der ja als Wissenschaftler und Dichter gleichermaßen einen guten Namen hat.

Sein „Berg der Götter“ ist eine Völkertragödie aus Schlesiens grauer Vorzeit. Der Roman erzählt von Liebe und Haß, von Sieg, Niederlage und Untergang schlesischer Völkerschaften.

Wir hören von den sagenhaften Venetern, einem begabten Volk mit einer alten Kultur, eigenartigem Brauchtum und weichem Lebensstil, geführt von einer mutigen und klugen Königin, die ihrem Volke von ihrer weitläufigen Burg auf den „Heinbergen“ vorsteht. Wir dürfen unter diesen Venetern die bronzezeitlichen Illyrier vermuten, an die uns noch reiche vorgeschichtliche Funde erinnern.

Das Reich der Veneter aber ist dem Untergange geweiht. Von Norden drängen Frühgermanen, die Skiren, von Westen die Kelten, von Osten die Skythen. Als Waldkobolde geistert ein den Venetern feindlich gesinntes Zwergvolk in das Geschehen hinein, das noch vor den Venetern Schlesien beherrscht hatte. Von den bärenstarken Skiren besiegt, bemüht sich die Königin der Veneter um einen Friedenspakt. Durch Vermischung mit den Germanen sucht sie ihr Volk zu retten und sich die wertvolle Bundesgenossenschaft der Skiren zu sichern.

Der Skirenherzog Ingufrid, im Banne schöner Veneter Mädchen, begünstigt die Blutmischung zwischen den beiden Völkern, und große äußere Erfolge geben zunächst seiner Taktik recht. Der Skire Tiumir aber, obwohl selber ein Verehrer der Veneter-Königin, versagt sich ihr und tritt hart und fest ein für die Reinerhaltung des germanischen Blutes und der germanischen Sitten. Ihm ist es zu verdanken, daß das Skirenvolk vor dem Untergange bewahrt bleibt.

Alles in allem ein Buch der Weisheit und der

Vereicherung, ein farbiges und phantasiereiches Gemälde aus Schlesiens grauer Vorzeit, dem wir eine weite Verbreitung wünschen.

### Alfons Handuks Neufassung von Eichendorffs Lustspiel „Die Freier“

erlebte am 11. 2. 36 in Beuthen OS vor vollbesetztem Hause ihre Uraufführung und wurde inzwischen auch in Gleiwitz und Hindenburg gespielt.

Eichendorffs große lyrische Leistung steht für alle Zeiten unbestritten da. Der Dramatiker Eichendorff hat sich jedoch bis zum heutigen Tage nicht ganz durchsetzen können, wenn es auch gerade in unserer Zeit nicht an Versuchen fehlte, ihn auf die Bühne zu bringen. Ich erinnere an Hermann Falks Bearbeitung des Trauerspiels „Der letzte Ritter von Marienburg“, die 1935 als „Heinrich Plauen“ von dem wagemutigen Meißner Theater unter der Intendanz Singe mit Erfolg gespielt wurde. Besondere Reize besaßen Eichendorffs „Freier“. Leider fehlte es bis zum heutigen Tage an einer zeitgemäßen und allen Anforderungen gerecht werdenden Bearbeitung.

Alfons Handuk, dem um die Heimats-, Grenzland- und Eichendorffarbeit verdienten ober-schlesischen Schriftsteller, ist es nun gelungen, mit der notwendigen Ehrfurcht vor unserem großen Schlesier Eichendorff und dessen Werk eine Neubearbeitung zu schaffen, welche die ursprüngliche Fassung des Dialogs und den Gehalt echt romantischer Stimmung wahr, dazu das Shakespearehafte der Urfassung herausholt und erweitert. Unter Verzicht auf sonst übliche Bearbeitungsmäßigkeiten hat Alfons Handuk die ständig wechselnde Szenenfolge der Urfassung einer Neugruppierung unterzogen. Die mannigfachen Schauplätze werden auf drei vereinigt und in vier Aufzüge, gegenüber den drei Akten der Urfassung, dramaturgisch gegliedert.

Der laute und warmherzige Beifall der Zuschauer tat die Verehrung für unseren Eichendorff kund und lohnte die Arbeit von Alfons Handuk und die des Oberschlesischen Landestheaters. Auch diesem gebührt unser Dank. Zeigt doch diese Aufführung den guten Wil-

len, hier in Oberschlesien nicht nur Allergewaltstücke einzuführen und zu spielen, sondern auch den bodenwüchsigen und heimatlichen Kräften gerecht zu werden. Die Spielleitung und die mitwirkenden Kräfte gaben ihr Bestes her. An Stelle der für die musikalische Untermalung und Umrahmung vorgesehenen Musik von Ditters von Dittersdorf wurden Ländchen von des Kapellmeisters des Landestheaters geboten. Das war gut gemeint. Aber es hätte dem Zauber Eichendorffscher Dichtung mehr entsprochen, doch bei Dittersdorf zu bleiben oder, falls hier technische Schwierigkeiten vorhanden waren, Mozart oder Haydn zu spielen. Naturgemäß trat Alfons Handuk bei der Neubearbeitung der „Freier“ gegenüber Eichendorff bescheiden in den Hintergrund, wie es sich gehört. Aber gerade diese Freier-Aufführung läßt uns an unseren Freund Alfons Handuk die Frage richten: Wann schenkst Du uns endlich ein eigenkräftiges Lustspiel? Der Bedarf für die deutschen Bühnen ist hier sehr groß und Du hast das Zeug dazu, gerade auf diesem Felde volkstümlicher Kunstarbeit etwas Gutes zu leisten!

R. Erz.

Das Eichendorff-Jahrbuch 1936, der romantische Almanach „Aurora“, Band 6, enthält neben einer Reihe von Beiträgen, die wir bereits im „Oberschlesier“ veröffentlichten, u. a. noch folgende Arbeiten: Willibald Köhler, Verwandlung - Adolf Dyrhoff, Eichendorff im Heidelberger Bäckerhause - M. J. von Mindkowitz, Eichendorffs „Italia“ - Von einem Sudetenendeutschen, Kranz für Eichendorff - Franz Kanegger, Eichendorffs Ansicht von der Poesie - Hans Heckel, Eichendorff als Dramatiker - Otto Demuth, Der Angleichungsvorgang in Eichendorffs Lustspiel - Joachim Herrmann, Pfizner und Eichendorff - Hubertus Lossow, Philipp Otto Runge und Joseph Freiherr von Eichendorff - Alfred Hein, Das verträumte Protokoll - Willibald Köhler, Geburt der Romantik aus Waldangst und Kolkolo - Helmut Schulz, König Mys von Sidibus - Otto Mausser, Hohnstatters Singspiel „In einem kühlen Grunde“ - Eichendorff und Vogelschuß - Die Weihe des Deutschen Eichendorff-Museums.



Das Gesamtwerk umfaßt diesmal 154 Seiten. Großer Wert wurde wiederum auf die Ausstattung und auf gute Bildgaben gelegt.

Als Probe bringen wir in diesem Heft des „Oberschlesiers“ als Vorsatzbild Karl Friedrich Schinkels Federzeichnung „Der Morgen“, ein Bild, das Frieden, Wohlklang und Naturseeligkeit atmet.

Der Ladenpreis für das Jahrbuch beträgt 3.- RM. Die Mitglieder der Deutschen Eichendorff-Stiftung erhalten es als Jahresgabe unentgeltlich. Anmeldungen für die Mitgliedschaft nimmt neben der Reisser Stelle entgegen der lit. Obmann der Deutschen Eichendorff-Stiftung, Rektor Karl Czodroff in Oppeln, Wilhelmsplatz 4 (Jahresmindestbeitrag 3.- RM.).

Walter Buhe: „Die Leute von Rosendorf“

Endetendeutsche Bauernköpfe in Holz geschnitten. Mit Lebensbildern in Handschriften. Verlag Grenze und Ausland, Berlin W. 30. 1936. 80 S.

Ein ergreifendes Buch in seiner starken Einfachheit und Unmittelbarkeit der Darstellung schwerringenden deutschen Kleinbauerntums. Landschaft und Schicksal werden in diesen verwitterten Gesichtern lebendig, und die knappen Lebensdaten, von zittrigen, verarbeiteten Bauernhänden geschrieben, leuchten tief hinein in die Kargheit eines ärmlichen Dorflebens, über das ein dicker Romanwölger nicht lebensechter als in dieser eindringlichen Form Aufschluß geben könnte.

Das Buch ist mit künstlerischem Geschmaç ausgestattet. Durch seine äußerliche Neuartigkeit, besonders aber durch den Inhalt wird es zum bezwingenden Erlebnis. H. N.

Der Beeler Pfalter, die Bielitz-Bialaer deutsche mundartliche Dichtung

von R. E. Wagner, Rattowiz 1935.

Unter dem Titel „Beeler Pfalter“ legt uns der bekannte und verdiente Pastor Wagner

aus Bielitz eine sinnige Festgabe zum 75jährigen Bestehen der Bielitzer deutschen Mittelschule vor, ein wertvolles Zeugnis für die alte erdverbundene Kultur der deutschen Bielitzer. Schon äußerlich macht das Bändchen mit seinem reichen Bilder Schmuck (Kunst- und Kulturdenkmäler, Ansichten aus Stadt und Land, Bilder aus dem Volksleben) einen guten Eindruck. Unsere Überraschung und unsere dankbare Freude steigern sich beim Lesen des Inhalts.

Der erste Teil enthält einen Neudruck der von dem Arzt Bukowski 1860 herausgegebenen Gedichte in schlesisch-galizischer Grenzmundart. Als Anhang sind eine Übersicht über Sitte und Brauch, eine grammatische Übersicht und ein kleines Wörterbuch beigegeben.

In ähnlicher Art bringt der zweite Teil Gedichte und Volkslieder aus alter und neuerer Zeit in der Mundart der deutschen Ostschlesier, darunter das hübsche Lügenmärchen „Der Liega-Jirg“.

Im dritten Teil gibt der Verfasser als Beitrag zur schlesischen Literaturgeschichte einen Überblick über die heimischen Poeten, von dem ober-schlesischen poeta laureatus Elias Runtschius (\* 1509 Bielitz) bis zu Emil Hadina, der auch eine Zeitlang in Bielitz wirkte.

Was uns an dem Buche gefällt, ist nicht so sehr der literarische Hochstand, die anheimelnden Mundarten dieser großen alten Sprachinsel, sondern vor allem das Besinnen auf die eigenen heimischen Kräfte, das wir nach der glücklich überwundenen Epoche der Asphaltliteratur auch im Reiche nötig haben. Symbolisch ist das letzte Gedicht von Karl Herma „Klaus Michel“, das das zähe Festhalten des auslandsdeutschen Bauern an seiner Scholle darstellt.

Wir wünschen dem Büchlein, das übrigens der deutsch-polnischen Zusammenarbeit sicher ebenso dient, wie die Arbeit Mojmirs am Wilmesauer Wörterbuch (vgl. S. XVI), auch bei uns in Oberschlesien und darüber hinaus weiteste Verbreitung! W. Krause.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Czodroff in Oppeln, Wilhelmsplatz 4, zu richten.